

**Deutscher  
Reporterpreis  
2014**

**Die 8 nominierten Texte in  
der Kategorie  
„Bester Lokalreportage“**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

	Seite
1) Haseborg ter, Volker; Unger, Christian, Die Wahrheit über den Bau eines Flüchtlingsheims (0028)	03
2) Frenzel, Veronica, Die Heimsuchung (0370)	26
3) Frenzel, Veronica, Der Anfang nach dem Ende (0617)	40
4) Keseling, Uta, Reif für die Insel (0656)	49
5) Dorner, Christoph Franz, Die verblühenden Gärten von Hoywoy (0695)	56
6) Parnack, Charlotte; Spanner, Elke, Mörderisches Schweigen (0793)	66
7) Fuchs, Thorsten, Die Angst des Buchhalters von Auschwitz (0951)	73
8) Vogelsang, Lucas, Ihr Block (1030)	78

## Die Wahrheit über den Bau eines Flüchtlingsheims

*Es gibt ein Grundstück, und es gibt Standard-Häuser aus Containern, die ruck zuck aufgebaut sind. Es gibt aber auch: absurde Vorschriften; Beamte, die mit Beamten streiten; Behörden, die anderen Behörden keine Auskunft geben; Bürger, die in ihrem Viertel keine Fremden wollen. Volker ter Haseborg und Christian Unger haben 14 Monate lang das Gezerre um eine Unterkunft in der Rahlstedter Straße 8 protokolliert. Sie hielten auch fest, dass erst ein halbes Jahr nach der Bauzusage der Baum- und der Vogelgutachter das Gelände freigaben und dass die knallgelbe Farbe der Häuser ein denkwürdiger Zufall ist*

Von Volker ter Haseborg und Christian Unger, Hamburger Abendblatt,  
26.07.2014

Eine Unterkunft für Flüchtlinge ist schnell aufgebaut. Ein Haus besteht aus 18 Stahl-Containern, jeweils sechs Meter lang, drei Meter breit und zweieinhalb Meter hoch. Ein Haus, das sind vier Wohnungen für bis zu 28 Menschen. An einem einzigen Tag können die Container zu einem Haus zusammengesetzt werden. Die Möbel sind Massenware, die Elektrik simpel. Der Innenausbau dauert pro Flüchtlingshaus noch einmal eineinhalb Wochen.

Am 10. Mai 2013 schreibt der Vorstandsvorsitzende des Deutschen Roten Kreuzes Hamburg, Georg W. Kamp, eine E-Mail an Sozialsenator Detlef Scheele. Man habe da ein unbebautes Grundstück in der Rahlstedter Straße 8 in Wandsbek. Ob die Stadt nicht Interesse habe, dort eine Unterkunft für Flüchtlinge zu bauen?

Fünf Häuser passen auf das Grundstück, bis zu 130 Menschen könnten hier wohnen. Es könnte jetzt ganz schnell gehen im Mai 2013; das kleine Dorf für Flüchtlinge, es wäre in ein paar Wochen errichtet.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Doch so einfach läuft das nicht. Und deshalb muss man die Geschichte der Flüchtlingsunterkunft an der Rahlstedter Straße 8 von Anfang an erzählen und bei Svenja Gugat, Mitarbeiterin in der Hamburger Sozialbehörde, beginnen.

Svenja Gugat, 47, dunkelbraune Haare, markante Brille, energisch, hat früher beim Jobcenter Arbeitslose betreut und in der Sozialbehörde Menschen mit Schulden beraten. In ihrem neuen Job soll sie Flüchtlingen eine Unterkunft suchen - und damit eines der größten Probleme der Hamburger Politik lösen.

*Im März 2013 haben 300 afrikanische Flüchtlinge Hamburg erreicht. Zunächst kommen sie im Winternotprogramm der Stadt unter, später leben sie auf der Straße. Sie sind über das Mittelmeer auf die italienische Insel Lampedusa geflohen. Sie wurden zunächst auf Unterkünfte in ganz Italien verteilt. Doch die Heime waren überfüllt, man schickte sie weg. Jetzt sind sie hier und wollen bleiben. Wie viele andere auch.*

Seit 2011 ist dem Senat eigentlich bekannt, dass die Zahl der Flüchtlinge dramatisch steigt. Die Menschen fliehen vor dem Bürgerkrieg in Syrien, vor Unruhen und Armut in Osteuropa und Afrika. 2012 kamen 1880 Asylbewerber nach Hamburg, 32 Prozent mehr als im Vorjahr. Die Flüchtlinge werden auf die Bundesländer verteilt. Die Erstaufnahme übernimmt die Innenbehörde. Aber die Folgeunterbringung nach drei Monaten verantwortet die Sozialbehörde. Die beiden Behörden schaffen es nicht, genügend Plätze für Flüchtlinge einzurichten.

Erst im Jahr 2013 macht der Senat das Thema zur Chefsache: Eine "Lenkungsgruppe" aus Staatsräten und Bezirksamtsleitern wird gegründet. Und in der Sozialbehörde wird ein Projekt mit fünf Mitarbeitern aufgesetzt: "Kapazitätsaufbau öffentliche Unterbringung", Svenja Gugat gehört dazu.

Am Anfang erklärte man Svenja Gugat ihren neuen Job so: Sie soll die Grundstücke für die Unterkünfte suchen, das Bezirksamt genehmigt den Bau, das städtische Unternehmen Fördern und Wohnen plant die Einrichtungen und betreibt sie. Ganz einfach, die Theorie, nach der das Flüchtlingsproblem gelöst werden soll. Im

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Frühjahr 2013 gehen Gugat und ihre Kollegen davon aus, dass sie 1000 neue Unterkunftsplätze schaffen müssen, dann ist das Thema erledigt. Ein Irrglaube.

Die Rahlstedter Straße 8, 22149 Hamburg, Flurstück 2887, wird die erste Unterkunft sein, die Svenja Gugat bis zur Fertigstellung betreut.

Als Erstes setzt Gugat also die Rahlstedter Straße 8 auf die Liste aller infrage kommenden Standorte in Hamburg. Die Liste ist wichtig. Sie ist Munition für die "Lenkungsgruppe" aus Staatsräten und Bezirksamtsleitern, die einmal im Monat zusammenkommt, um zu entscheiden, wo die Unterkünfte hinkommen. Und die Liste ist lang, fast 100 Standorte aus allen Bezirken stehen darauf. Es gibt auch eine Liste der Standorte, die wieder verworfen wurden: Es sind weit über 200. Es gibt viele Gründe, die gegen eine Flüchtlingsunterkunft sprechen.

Wie lange kann die Stadt das Gelände nutzen? Wie laut ist es? Ist der Boden verseucht? Steht das Gebiet unter Naturschutz? Ist das Gelände Hochwassergebiet? Wie ist es angebunden? Leben hier seltene Tierarten? Svenja Gugat hat Artenschutz- und Baubestandsgutachten lesen müssen, sie weiß jetzt sogar, was ein Magerrasenbiotop ist und warum Fledermäuse den Bau einer Unterkunft verhindern können.

Manchmal glaubt Svenja Gugat, sie arbeite in der Umweltbehörde und nicht in der Sozialbehörde.

Seit bekannt ist, dass die Stadt Hamburg Grundstücke oder Gebäude für Flüchtlingsunterkünfte sucht, klingelt bei Svenja Gugat und ihren Kollegen häufig das Telefon. Es sind Makler, die "geeignete Objekte" im Angebot haben. Oder Geschäftsmänner, die darüber nachdenken, ein marodes Gebäude billig anzumieten, um es danach dem Staat teuer zu vermieten. Neulich hat jemand der Stadt eine ehemalige Polizeiwache angeboten, sogar die Gitterfenster in den Hafträumen waren noch drin. Gugat und ihre Kollegen prüfen die meisten Angebote. Häufig müssen sie zuschlagen, weil die Not so groß ist.

Das Rote Kreuz will das Areal an der Rahlstedter Straße 8 aus edlen Motiven angeboten haben. Das stimmt - wenn auch nicht so ganz. Um die 2000 Euro Miete zahlt die Stadt im Monat. Der Vertrag läuft fünf Jahre mit der Option auf

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Verlängerung. Bislang war das Gelände ein Gewerbegebiet, Wohnungen durften dort nicht gebaut werden. Durch die Nutzung als Flüchtlingsunterkunft könnte das DRK auf dem Gelände nach Ablauf des Mietvertrages ein Altenheim oder eine Kita bauen. Die Nutzung als Flüchtlingsunterkunft wertet das Flurstück 2887 auf.

Am 22. Mai 2013 schreibt Gugat das Bezirksamt Wandsbek an. Das Gelände ist nicht nur als Gewerbefläche, sondern zum anderen auch als Grünfläche ausgewiesen. Gugat fragt, ob das Bezirksamt den Bau einer "Anlage sozialer Zwecke" genehmigen kann. Eine Woche später die Antwort: Ja, man könne sich eine Befreiung von der Gewerbenutzung vorstellen. "Und was ist mit der Grünfläche?", will Gugat wissen. Sie bekommt keine Antwort. Monatelang. Sie fragt achtmal nach. Immer wieder.

*Juni 2013. Die St.-Pauli-Kirche wird zum Obdach für 80 afrikanische Flüchtlinge, die man jetzt die Lampedusa-Gruppe nennt. In der Stadt finden erste Demonstrationen für sie statt.*

*Am 17. Juni entscheidet das Hamburgische Obergericht, dass die Stadt Hamburg auf dem Gelände des ehemaligen Recyclinghofs am Offakamp in Lokstedt keine Flüchtlinge unterbringen darf. Nach dem Bebauungsplan sei das Gelände als Gewerbegebiet ausgewiesen, und Gewerbeflächen seien knapp, heißt es. Zudem sei der Boden belastet. 120 Flüchtlinge sollten hier unterkommen. Die Stadt muss die Container, die bereits auf dem Gelände stehen, wieder abbauen. Geklagt hatten Anwohner. Weil der Fall großes Aufsehen erregt, werden bald auch andere Hamburger gegen Flüchtlingsheime in ihrer Nachbarschaft klagen.*

*Im August 2013 ist die Zentrale Erstaufnahmeeinrichtung der Innenbehörde in der Sportallee 70 hoffnungslos überfüllt. Flüchtlinge müssen in Zelten übernachten.*

Erst am 22. August bekommt Svenja Gugat vom Bezirksamt Wandsbek die Antwort, die sie braucht: Die Sozialbehörde kann davon ausgehen, dass sie das Grundstück für eine Flüchtlingsunterkunft nutzen kann - wenn denn ein stichhaltiger Bauantrag eingereicht wird. Über ein Vierteljahr ist bereits vergangen. Mittlerweile ist

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

die Nachricht, dass an der Rahlstedter Straße Flüchtlinge wohnen sollen, öffentlich geworden.

Jetzt begibt sich Svenja Gugat zum ersten Mal zu dem Grundstück. Sie fährt mit dem Auto die Rahlstedter Straße ab, sieht den Discounter Lidl um die Ecke. Gut. Sieht die Bushaltestelle. Sie freut sich. Die Straße ist auch nicht laut. Eine kleine Eisdielen, nicht so viele Nachbarn. Dann stellt sie sich auf den Bürgersteig und blickt aufs Grundstück.

Es ist ein Acker, früher war hier eine Werkstatt, auf dem Gelände liegt noch Schutt aus Ziegeln und Asphalt. Bierdosen und Glasscherben blinken aus dem Boden auf. Unkraut wuchert.

3180 Quadratmeter, steht in Gugats Unterlagen. Das ist nicht viel, nicht mal ein halbes Fußballfeld, aber besser als nichts. Sie schaut nach rechts, dort steht ein dreigeschossiges Wohnhaus. Es wird von Fabian Röhr verwaltet, und der ist gegen ihr Projekt, wird sie bald merken. Sie schaut nach links zu dem Kfz-Sachverständigenbüro von Thomas Seltmann, auch ihn wird sie später als Gegner kennenlernen. Der Abstand ist okay, entscheidet Svenja Gugat, aber sie ahnt, dass es Ärger mit den Nachbarn geben wird. Der erste Eindruck trotzdem: positiv.

Ebenfalls am 22. August 2013 diskutieren im Sitzungsraum der Sozialbehörde, Hamburger Straße 47, zehnter Stock, zum ersten Mal diejenigen über das Projekt, die darüber entscheiden sollen: die "Lenkungsgruppe" aus Staatsräten und Bezirksamtsleitern. In den kommenden Monaten wird das Gremium siebenmal über die Rahlstedter Straße 8 beraten. Das Projekt verzögert sich weiter: Die Umweltbehörde verlangt eine "Bodensondierung nach dem Wirkungspfad Boden-Mensch". Ein Bodengutachten, weil auf dem Gelände früher eine Werkstatt stand. Solche Gutachten brauchen Zeit, richtig viel Zeit. Und sie sind nach Auffassung der Organisatoren der Unterkünfte häufig gar nicht erforderlich. Sogar auf Pausenhöfen von geschlossenen Schulen, wo bis vor Kurzem noch Kinder gespielt haben, sind solche Studien nötig, bevor dort eine Flüchtlingsunterkunft gebaut werden kann.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

*Berlin-Hellersdorf, im August 2013. Neonazis demonstrieren vor einem neuen Flüchtlingsheim, zeigen den Hitlergruß. In Hamburg wird bekannt, dass aus dem ehemaligen Kreiswehrrersatzamt an den Sophienterrassen in Harvestehude ein Flüchtlingsheim werden soll, in bester Lage mit Alsternähe. Die "Bild"-Zeitung veröffentlicht einen "Freizeitplan für die Alster-Asylanten": Zum Beispiel "Multi-Kulti-Segeln auf der Alster".*

Am Zaun zum Grundstück Rahlstedter Straße 8 hängt plötzlich ein Transparent. "Asylanten ausweisen! Überfremdung stoppen!" steht darauf. Irgendjemand setzt eine Zahl in die Welt: 400 Flüchtlinge sollen hier, auf dem halben Fußballfeld, untergebracht werden! Die SPD Wandsbek macht eilig einen Info-Termin. Andreas Dressel, Fraktionschef der Sozialdemokraten in der Bürgerschaft, verspricht: Es werden höchstens 100 Menschen in der Unterkunft wohnen.

*3. Oktober 2013, vor der italienischen Mittelmeerinsel Lampedusa. Ein Fischkutter mit über 500 Flüchtlingen an Bord gerät in Brand. Das Schiff kentert und sinkt. Die Zahl der Toten wird auf über 300 geschätzt. Im gesamten Oktober 2013 sterben im Meer vor Lampedusa fast 400 Menschen. Bundespräsident Joachim Gauck kritisiert die EU für ihren Umgang mit Flüchtlingen. "Leben zu schützen und Flüchtlingen Gehör zu gewähren, sind wesentliche Grundlagen unserer Rechts- und Werteordnung", sagt er. Die Vereinten Nationen schätzen, dass derzeit weltweit 45,2 Millionen Menschen auf der Flucht sind.*

*Am 8. November demonstrieren 220 Menschen in Altona vor dem Wohnhaus von Bürgermeister Olaf Scholz für ein Bleiberecht für die Lampedusa-Flüchtlinge. Ein Demonstrant sprüht einem Polizisten Pfefferspray ins Gesicht.*

**21. November, das Bodengutachten ist da:** Grenzwerte werden nicht überschritten. Am 27. November melden sich die Rahlstedter SPD-Bürgerschaftsabgeordneten Ole Thorben Buschhüter, Ulrike Hanneken-Deckert und Ekkehard Wysocki bei den Anwohnern der Rahlstedter Straße und Umgebung. "Wir



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

möchten Sie mit diesem Brief über eine Veränderung in Ihrem Wohnumfeld informieren", so beginnt ihr Brief. Eine Unterkunft für Flüchtlinge und Asylbewerber, bis zu 130 Plätze. 130 Plätze also, nachdem anfangs von höchstens 100 die Rede war. Die Politiker hoffen auf die "Bereitschaft, den Anteil Wandsbeks an der gemeinsamen Aufgabe mitzutragen, den bedürftigen Menschen eine Zuflucht zu bieten".

Auf die Einsicht der Wandsbeker hofft auch Thomas Ritzenhoff, der Bezirksamtschef. Die Sozialbehörde ist zwar der König in diesem Verfahren, "aber wir haben das Land", sagt der SPD-Mann. Zumindest bestimmt er darüber, ob auf dem Land gebaut werden darf. Seine Behörde muss die Baugenehmigungen für Flüchtlingsunterkünfte geben.

Ritzenhoff, ein schwerer Mann mit schwerer Brille, spricht in seinem Amtszimmer am Wandsbeker Markt Anfang Dezember 2013 über die große Weltpolitik. Auf dem Schreibtisch des gebürtigen Westfalen steht eine Fahne von Schalke 04. Ritzenhoff sagt, dass er den Eindruck habe, die Stimmung drehe sich. Seit dem Unglück von Lampedusa seien die Wandsbeker offener den Flüchtlingen gegenüber, hätten Verständnis und Mitgefühl. "Wer einen Menschen rettet, rettet die ganze Menschheit", sagt Ritzenhoff, um dann wieder in Wandsbek anzukommen, bei seiner Rolle in diesem Spiel. Die geht so: Die Sozialbehörde ist fein raus - und der Bezirksamtschef bekommt die Dresche. Weil er am nächsten an den Bürgern dran ist, vor allem an den Anwohnern der Rahlstedter Straße. Ritzenhoff findet, dass manche Bürger in solchen Fragen selbst Politiker spielen, ihre eigene Partei sein wollen. "Aber der Bürger trägt am Ende keine Verantwortung, wie es die Politik tut."

Ritzenhoff hat einen Ordner auf seinem Computer eingerichtet, er heißt "Unterbringung". Zwölf Unterkünfte sollen im Bezirk Wandsbek entstehen, für Thomas Ritzenhoff bedeutet das zwölfmal Ärger.

**10. Dezember 2013, 19 Uhr, Gymnasium Rahlstedt.** Die Mensa ist voll, 200 Menschen sind zur "öffentlichen Informationsveranstaltung Wohnunterkunft Rahlstedter Straße 8" gekommen. Vorne sitzen Svenja Gugat, ihre Chefin Bettina Prott

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

und Bezirksamtsleiter Ritzenhoff. Sie haben einen Moderator mitgebracht, der einschreiten soll, wenn es laut wird. Sie werden froh darüber sein.

Prott startet eine Präsentation, auf der Leinwand erscheinen jetzt große Balken. Flüchtlingszahlen, die Balken werden immer höher. Sie sagt, dass Wandsbek bei der Schaffung neuer Unterkünfte im Bezirkevergleich ein wenig zurückhänge.

"Wie lange bleiben die?", will jemand wissen. "Das lässt sich nicht sagen", sagt Prott. "War ja klar", mault eine Frau aus den Zuhörerreihen.

Auf der Leinwand ist jetzt ein Bild zu sehen: fünf "Modulcontainerblöcke", sagt Prott, "es sind nicht die klassischen Kästen." Die neuen Flüchtlingsunterkünfte sehen fast aus wie richtige Häuser, sind knallgelb und haben ein schwarzes Satteldach. Eine neue Heimat für 130 Menschen.

Ritzenhoff ergänzt, dass die Flüchtlinge gleichmäßig auf alle Bezirke verteilt werden. Er wolle für Wohlwollen für das Projekt werben. Dann sind die beiden auch schon fertig. Fragen?

Ein Bürger aus Farmsen meldet sich. "Ich habe ja nichts gegen Ausländer", beginnt er. Dann sagt er, dass er in der Nähe einer solchen Unterkunft wohne. Abends sei es sehr laut, "da wird gefeiert ohne Ende, der Polizei ist es egal". Ein Bürger aus Rahlstedt meldet sich: "Wie in drei Teufels Namen konnten Sie auf die Idee kommen, an die Grenze eines solchen Problemstadtteils ein solches Ausländerheim hinzulegen?" Applaus.

Ganz vorne sitzt ein sehr bulliger Mann mit sehr kurzen dunkelblonden Haaren. Er steht auf und wird laut, sehr laut. Und zählt auf: dass er direkt neben dem geplanten "Ausländerheim" wohne, dass das ein "Brennpunkt ohne Ende" werde, dass alle zehn Minuten die "Bullen" kommen werden. Er spricht vom "Schlaraffenland Deutschland" und schimpft auf die Befürworter des Projekts, die alles "abnicken tun". Die Veranstaltung droht zu kippen, der Moderator muss einschreiten, er bittet den Mann, sich zu beruhigen.

Doch dann melden sich die Befürworter: Eine ältere Frau spricht von Nelson Mandela und dem Frieden, eine andere will Sprachkurse für die Flüchtlinge anbieten.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ritzenhoff sagt: "Wir reden hier über 130 Menschen, die mehr Angst vor uns haben als wir vor denen haben müssen."

Eine Liste geht rum, auf der sich diejenigen eintragen können, die helfen und an einem Runden Tisch für die Flüchtlingsunterkunft mitmachen wollen. Am Ende der Veranstaltung stehen 37 Namen auf dem Papier - von 200.

Svenja Gugat fährt mit einem unguuten Gefühl nach Hause. Sie macht jetzt häufiger solche Veranstaltungen. Oft entwickelt sich doch noch so etwas wie eine positive Stimmung. Das ist an diesem Abend nicht der Fall, findet sie.

Ihr geht es häufig schlecht nach solchen Abenden. Sie kennt die Geschichten der Flüchtlinge, weiß, was diese auf sich nehmen, um nach Deutschland zu gelangen. Sie ist enttäuscht von den Hamburgern, die immer so weltmännisch sein wollen - und dann so "spießbürgerlich" sind. Und wenn sie ihn schon hört, diesen Satz: "Ich habe ja nichts gegen Ausländer, aber ..."

*Im Dezember 2013 wird beschlossen, dass auf dem Gelände der Schule am Kurdamm in Wilhelmsburg eine Unterkunft für 126 Menschen gebaut wird. Die Sozialbehörde darf das Gelände nur für zwei Jahre nutzen, um ja nicht die Wohnungsbaupläne des Senats zu gefährden. Eine Flüchtlingsunterkunft für zwei Jahre - das lohnt sich eigentlich gar nicht. Doch die Flüchtlinge stehen in Konkurrenz zum ehrgeizigen Wohnungsbauprogramm des Senats. 6000 neue Wohnungen pro Jahr sollen gebaut werden. Die Bezirksamtsleiter haben den Wohnungsbauvertrag mit dem Senat unterschreiben müssen, jetzt stehen sie unter Druck.*

*In den 90er-Jahren, als Tausende vor dem Bürgerkrieg auf dem Balkan flohen, baute die Stadt viele Containerdörfer in der ganzen Stadt. Dann gingen die Zahlen der Flüchtlinge wieder zurück, und die Stadt baute viele Heime wieder ab.*

**Bezirksversammlung Wandsbek, 12. Dezember 2013, 18 Uhr.** Die Abgeordneten machen es sich gemütlich. Zu Beginn der Sitzung gibt es ein Klavierstück zu vier Händen, dann wird der Wandsbeker Kulturpreis verliehen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Anschließend gibt es erst mal eine Pause mit Sekt und Schnittchen. Als die Sitzung um kurz vor 19 Uhr wieder beginnt, fragt ein Bürger die Abgeordneten nach den Kosten für die Flüchtlingsunterkunft in der Rahlstedter Straße 8. Der SPD-Abgeordnete Rainer Schünemann antwortet: "Das ist nicht unser Geschäft, das ist die Verantwortung der Fachbehörde." Die Verantwortung der Sozialbehörde also, und außerdem ist der Punkt Rahlstedter Straße noch gar nicht dran. Die Sitzung geht weiter, es wird 20 Uhr, 21 Uhr, die Zuschauerränge leeren sich, und auch bei den Parlamentariern zeigt sich die Müdigkeit.

Die Rahlstedter Straße steht auf der Tagesordnung unter Punkt 13.2. Das Projekt hat es auf der Liste nur knapp vor den Tagesordnungspunkt "Papierkorb an der Heinrich-von-Ohlendorff-Straße" geschafft. Der Sitzungsleiter sagt um kurz vor 22 Uhr: "Dann kommen wir zu 13.2. Da geht es um das Grundstück Rahlstedter Straße 8. Gibt es Stellungnahmen? Das ist auch hier nicht der Fall. Und zur Kenntnis genommen." Das Ganze dauert nur wenige Sekunden.

*Am 21. Dezember kommt es bei Demonstrationen für die Lampedusa-Flüchtlinge, den Erhalt der Roten Flora und der Esso-Häuser zu schweren Krawallen. Innenbehörde und Polizei erklären Anfang Januar mehrere Stadtteile zu Gefahrengebieten - und geraten dafür bundesweit in die Kritik.*

*Im Jahr 2013 sind insgesamt 3207 Asylbewerber nach Hamburg gekommen - 71 Prozent mehr als 2012.*

Die Gegner der Flüchtlingsunterkunft Rahlstedter Straße 8 sitzen Anfang Januar 2014 in der Rahlstedter Straße 10. Das Büro von Fabian Röhr ist spärlich möbliert - ein Schreibtisch, ein Kopiergerät, die helle Jalousie ist zugezogen. Röhr verwaltet in der Rahlstedter Straße über 30 Wohnungen und Geschäftsräume. Auch Thomas Seltmann ist gekommen. Der, der in der Rahlstedter Straße 10 das Kfz-Sachverständigenbüro betreibt.

Röhr sagt, dass ihm eine seiner Mieterinnen eine Mail geschrieben hat. Sie sehe sich durch das Heim geschädigt und wolle deshalb die Miete mindern. Eigentlich hätte

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

der Mietenspiegel eine Erhöhung hergegeben, sagt Röhr. Auf diese habe er jedoch jetzt verzichtet. Er sagt, er rechne damit, dass sein Umsatz wegen der Unterkunft um 15 Prozent zurückgeht.

Jetzt haben sich Röhr und Seltmann in das Baurecht vertieft, sie stellen Fragen nach Demokratie und Bürgerbeteiligung - und natürlich nach den Kosten. Wie kann es sein, fragt Röhr, dass das Projekt den Bürgern bei der Anhörung als beschlossen präsentiert wurde - obwohl es noch nicht mal eine Baugenehmigung gab?

Röhr hat den Widerstand organisiert: Im vergangenen Jahr hat er eine Handvoll Anwohner zusammengetrommelt. Er legt einen Artikel aus der "Bild"-Zeitung auf den Schreibtisch. Die Anwohner haben damals Aufstellung vor dem Grundstück genommen. "Aufstand in Rahlstedt" steht über dem Artikel. Röhr hat darauf geachtet, dass auch Anwohner mit Migrationshintergrund auf dem Foto sind, damit die Gruppe nicht in die rechte Ecke gedrängt wird.

Röhr hat im Dezember auch den sehr bulligen Mann mit den sehr kurzen Haaren im Auto zur Bürgeranhörung im Gymnasium gefahren, der Mann ist sein Mieter. Röhr wusste, dass der Mann Stimmung gegen die Unterkunft machen würde. Bei der Anhörung hat sich Röhr aber dann doch lieber weit weg von ihm gesetzt.

Außerdem hat Röhr beim Roten Kreuz angerufen und gefragt, ob er das Grundstück nicht kaufen könne. Nur damit dort kein Ausländerheim hinkommt. Er bekam eine Absage.

Thomas Seltmann beeilt sich zu sagen, dass er nichts gegen Ausländer habe. Dann sagt er, dass die Politiker immer so täten, als kümmerten sie sich um ihren Stadtteil. Der Buschhüter von der SPD zum Beispiel, der hatte doch im Sommer gesagt, dass er die Bürger informieren wolle. Also haben Röhr und Seltmann ihn angeschrieben und nach den Kosten für das Heim gefragt. Schließlich gehe es hier ja um Steuergelder. Buschhüter hat den Senat gefragt und die Antwort weitergeleitet: Angeblich soll der Neubau der Modulhäuser nur 11.000 Euro kosten. Nie im Leben, glaubt Seltmann.

Ein paar Häuser weiter, im Auerhahnweg, wohnt Doris Dijan. Seit 1904 ist ihr Haus in Familienbesitz. Das Grundstück, auf dem das Flüchtlingsheim entstehen soll,

sieht sie von ihrem Wintergarten aus. Sie serviert Kaffee aus einem teuren Service und erzählt aus ihrem Leben. Ihr Mann floh einst vor dem Schah aus dem Iran nach Deutschland, beantragte hier Asyl. Dijan, SPD-Mitglied, hat eine "Interessensgemeinschaft für bilaterale Familien" gegründet. Sie weiß, wie es sich anfühlt, ein Fremder in Deutschland zu sein. Deshalb ist sie auch zu der Bürgeranhörung gegangen und hat sich in die Liste der Unterstützer der Unterkunft eingetragen. Weil sie nicht möchte, dass die Schreihäse in der Debatte die Überhand gewinnen. "Rahlstedt ist kein Stadtteil, der kippt. Rahlstedt ist immer noch gutbürgerlich", sagt sie. Sie will etwas für die Flüchtlinge tun, Deutschunterricht geben, Kinder betreuen, mit ihnen reden, ihre Probleme besprechen. Aber dafür erwartet sie auch etwas von den Flüchtlingen. Dass sie sich in die Gesellschaft integrieren, die Ruhezeiten einhalten und die Gärten der Rahlstedter nicht betreten. "So ist das in Deutschland eben", sagt Doris Dijan.

*25. Februar 2014, eine weitere Schlappe für die Sozialbehörde. Es geht um ein 11.000 Quadratmeter großes Gelände an der Hinschkoppel im Bezirk Eimsbüttel. Hier hätte die Stadt viele Flüchtlinge unterbringen können. Man war sich auch schon einig mit dem Eigentümer, der das Gelände mindestens zehn Jahre an die Stadt vermieten wollte, zu einem fairen Preis. Problem nur: Das Gelände wird auch von der Modekette Tom Tailor genutzt. Eigentlich wäre Platz für die Wirtschaft und das Soziale. Doch Tom Tailor will plötzlich das ganze Areal nutzen. Die Wirtschaftsbehörde schaltet sich ein, macht sich für die Interessen des Konzerns stark. Man möchte auf keinen Fall, dass Tom Tailor sich aus Hamburg zurückzieht. Das vorläufige Fazit: Das Gelände steht für öffentliche Unterbringung nicht zur Verfügung.*

Jörn Pestrup sitzt am 25. Februar 2014 in seinem Büro am Grünen Deich in Hammerbrook und ist genervt. Pestrup, 60, Bauingenieur, sportlicher Typ, Schnurrbart, Glatze, ist der Bauherr der Flüchtlingsunterkunft an der Rahlstedter Straße. Er arbeitet für das städtische Unternehmen Fördern und Wohnen, das die Unterkünfte errichtet und betreibt. Zu dritt sind sie für den Bau von 30 neuen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Unterkünften zuständig. Sie kommen kaum hinterher, Pestrup schiebt schon viel zu viele Überstunden vor sich her. Fördern und Wohnen fehlen insgesamt fast 100 Mitarbeiter.

Pestrup will, dass es jetzt schnell geht in der Rahlstedter Straße 8, zu viel Zeit ist schon vergangen. Eigentlich müssten doch alle mitmachen, findet er. Die Wohncontainer gibt es baugleich schon in den Bezirken Bergedorf und Harburg - eigentlich eine Blaupause für Wandsbek.

Doch so einfach ist das nicht: Das Baurecht hat sich geändert seit den 90er-Jahren, die Vergaberichtlinien für Aufträge sind strenger, Pestrup muss sich häufig an EU-Richtlinien halten.

Zum Beispiel das Vergaberecht: Pestrup darf nicht mit dem günstigsten Anbieter der Wohncontainer eine Art Abo für alle neuen Unterkünfte abschließen. Er muss die Aufträge für die Container immer wieder neu ausschreiben und riskiert so, dass die günstigsten Häuser ausverkauft sind. Und die Nachfrage aus anderen Kommunen ist groß. Der Lieferant, mit dem Pestrup gute Erfahrungen gemacht hat, baut das Modulhaus 30.000 Euro günstiger als die Konkurrenz.

Und dann haben die Bezirke mehr Mitspracherecht als früher. Und die wollen möglichst wenig Ärger mit den Bürgern haben. Pestrup sagt, das Foto mit den empörten Anwohnern in der "Bild" war ein Problem für das Projekt. Die Bilder aus Lampedusa hätten geholfen. "Die politische Diskussion wirkt sich immer auf unsere Arbeit aus."

Mitte November war er mit Svenja Gugat im Bezirksamt Wandsbek, zeigte der Bauprüfabteilung die Pläne für das Objekt. Er fühlte sich wie ein Bittsteller. Aber er hatte das Gefühl, dass das Amt ihn unterstützt. Nachdem die Bezirksversammlung ihr Okay gegeben hatte, stellte er sofort den Bauantrag, bestellte die Container und beauftragte Handwerker mit den ersten Bodenarbeiten. Es soll ja jetzt schnell gehen. Seit gut acht Wochen wartet Jörn Pestrup nun.

Er hat kein gutes Gefühl. Am 20. Januar hat er Post vom Bezirksamt bekommen. Die Bauprüfabteilung verlangte "Fällgenehmigungen" für die Bäume, ein Gutachter muss darüber hinaus prüfen, welche Bäume erhalten bleiben sollen. Jetzt soll im März

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

noch ein Biologe auf das Grundstück gehen und schauen, ob seltene Vögel in den Bäumen leben. Pestrup fragt sich, ob er noch warten muss, bis die Vögel ausgebrütet haben. Lachen kann er darüber schon lange nicht mehr.

Mitte Februar war beim Amt plötzlich von "Nachbareinwänden" die Rede. Und davon, dass es erst mal nichts werde mit der Genehmigung, weil die Einwände bearbeitet werden müssten.

Pestrup scheint es so, dass das Bezirksamt immer wieder neue Dinge findet, um den Baubeginn zu erschweren. "Eigentlich ist doch alles politisch besprochen", sagt er verzweifelt.

*Die Hamburger diskutieren im Februar und März 2014 über das Pflegeheim am Holstenkamp in Bahrenfeld. Das Heim ist angeblich nicht mehr ausgelastet, die 150 Bewohner sollen auf andere Einrichtungen verteilt werden, damit 330 Flüchtlinge untergebracht werden können. "Rentner raus, Flüchtlinge rein", schreibt die "Bild"-Zeitung. Bürgermeister Olaf Scholz macht das Thema zur Chefsache. Und verkündet, dass aus dem Heim keine Flüchtlingsunterkunft wird: "Der Senat steht auf der Seite der älteren Menschen."*

Auch Uwe Holtermann von Fördern und Wohnen wartet im Frühjahr sehnsüchtig auf die Baugenehmigung. Sein Kollege Pestrup, der Ingenieur, baut die Unterkünfte, Holtermann, der Sozialarbeiter, betreibt und beaufsichtigt sie. Zurzeit plant er fünf neue Unterkünfte und beaufsichtigt zwölf. Er hat in den Unterkünften 50 Mitarbeiter und 2800 "Klienten", wie er die Bewohner nennt. Holtermann will endlich seine Checkliste abarbeiten: Er will Möbel für die Einrichtung der Container ordern, Mitarbeiter auswählen, die Müllabfuhr bestellen und einen Reinigungsdienst. Er will Tischtennisplatten kaufen, Blumenkübel, Elektroherde, Tische und Schränke. Und seine Mitarbeiter brauchen Telefon und Visitenkarten. All das kann er jetzt nicht organisieren. Weil die Baugenehmigung nicht da ist.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

*Sozialsenator Scheele sagt, dass die Unterbringung und Versorgung von Flüchtlingen im vergangenen Jahr 25 Millionen Euro gekostet hat. Für 2014 rechnet er mit 46 Millionen Euro.*

Anfang März ruft Svenja Gugat mal wieder beim Bezirksamt an und fragt nach der Baugenehmigung. Die Kollegin, die den Vorgang bearbeitet, sei auf einem Seminar, sagt man ihr. Und, dass es Einwände von Nachbarn gegeben habe, die sich durch die Flüchtlingsunterkunft beeinträchtigt fühlen. Fabian Röhr etwa hat eine ganze Liste geschrieben. Ein Grund dagegen: Auf dem Nachbargrundstück des Heims führen ab fünf Uhr morgens viele schwere Lastwagen ein und aus. Hierdurch würden die Bewohner des Heims "in ihrer Nachtruhe erheblich beeinträchtigt". Röhr schlägt vor, dass "zum Schutze der Bewohner" der Unterkunft lieber doch ein anderer Platz für das Heim gesucht werden solle.

An Marco K.s Briefkasten haften Aufkleber von Fanclubs des HSV. Marco K. ist ein Mann mit kurz geschnittenen Haaren, goldenen Ohrringen und breiter Schulter. Er ist der Mann, der auf der Bürgeranhörung damals so lautstark gegen das Heim gewettert hatte.

Eigentlich wollte er ja über das Flüchtlingsheim sprechen. Aber in den 20 Minuten vor seiner Wohnungstür erzählt Marco K. vor allem von sich selbst und seinen Sorgen. 15 Jahre habe er bei der Stadtreinigung gearbeitet, dann erlitt er einen Bandscheibenvorfall, derzeit klage er gegen die Gutachter, die seine Arbeitsunfähigkeit nicht anerkennen. Er sei von den Schmerzmitteln abhängig geworden. "Die Deutschen werden nur noch vom Staat gemolken." Und dann auch noch "die". "Die kriegen doch alles in den Arsch geschoben."

Über das Leben der Menschen in Afghanistan oder Syrien spricht er nicht. Marco K. sagt: "Für das Chaos da unten kann ich doch nichts." Er fühlt sich von den Politikern hintergangen. Gewählt habe er schon seit zehn Jahren nicht mehr. Er wolle jetzt erst mal abwarten, "was da für Leute kommen". Dann sagt er noch: "Wenn die anfangen, die Gartenmöbel zu klauen, dann muss man sich selbst schützen." Wie das aussieht? "Na, verkloppen, ne."

Auf dem Gelände nebenan passiert: nichts. Immer noch Wildwuchs, Bierdosen und Müll und keine Bauarbeiter. Es ist jetzt zehn Monate her, dass Georg Kamp vom Deutschen Roten Kreuz seine Mail an den Senator geschickt hat.

**11. März 2014, die Baugenehmigung ist da.** Aber Jörn Pestrup und Svenja Gugat können sich nicht über das 21 Seiten starke Schriftstück freuen. Das Bezirksamt erteilt die Genehmigung nur unter Auflagen: So sollen aus den Küchen der Wohnungen im ersten Stock Rettungstreppen eingeplant und eingebaut werden. Dann sollen die Häuser erst errichtet werden dürfen, wenn die Grünanlagen darum fertig sind - aus Sicht der Planer eine Katastrophe: Die Kräne und Bagger würden die Grünanlagen wieder plattmachen, wenn die Container aufgebaut werden.

Das Amt fordert darüber hinaus vernetzte Brandmelder: Wenn in einer Wohnung beim Kochen etwas anbrennt, soll im ganzen Dorf der Alarm schrillen. Brandschutz und Flüchtlingsheime sind ein sensibles Thema seit den Brandanschlägen in den 90er-Jahren. Das Bezirksamt und die Feuerwehr wollen auf Nummer sicher gehen. Doch es gibt keine Standards für Baugenehmigungen von Flüchtlingsunterkünften. Die Bezirke entscheiden unterschiedlich. Die Beamten sind unsicher, das zeigen auch die vielen Kürzel auf den Schreiben aus dem Bezirksamt: Keiner will am Ende allein verantwortlich sein.

Pestrup ist sauer wegen der Brandmelder. Wenn nachts der Alarm ausgelöst wird, werden alle Kinder und die Nachbarn wach. Und die Kinder sollen morgens in die Kita oder zur Schule. Nein, normale Brandmelder müssen reichen, findet Pestrup. Er will Einspruch gegen die Vorgabe einlegen. Trotzdem lässt er die Leitungen für die Anlage verlegen. "Es ist mir unverständlich, warum das nach allen wohlwollenden Gesprächen so sein soll", schreibt Pestrup an seine Kollegen.

*19. März, Olaf Scholz will auf einer Podiumsdiskussion zum Thema Flüchtlinge im Thalia Theater auftreten. Sein Auto wird von Demonstranten blockiert, die Veranstaltung beginnt eine halbe Stunde später. Seine Rede wird immer wieder von Zwischenrufen gestört. Scholz sagt, dass Deutschland Zuwanderung brauche, vor allem Zuwanderung von Fachkräften. Die Grenzen könnten jedoch nicht vollständig*

*geöffnet werden. "Vielleicht würde eine bessere Kenntnis der europäischen Wirklichkeit manche dazu bewegen, in ihren Herkunftsländern zu bleiben."*

**25. März 2014, Rahlstedter Straße 8.** Eckhard Zemke klopft mit einem kleinen Hammer gegen die Rinde einer Sandbirke, *Betula pendula*. Er tastet den Baum ab wie ein Arzt einen Kranken, Svenja Gugat steht sorgenvoll daneben. Zemke ist Baumsachverständiger der Freien und Hansestadt Hamburg. Sein Auftrag: Er muss prüfen, welche Bäume "verkehrssicher" sind. Er zeigt mit dem Finger auf eine Rille im Stamm: "So etwas kann auf Fäulnis hindeuten." Dann klopft er weiter mit seinem Hammer. Zemke studiert den artspezifischen Habitus, die Kronencharakteristik, die Kronentransparenz, die Verzweigungsmuster, den Knospenbesatz, die Blattfarbe, den Totholzanteil. Schließlich holt er sein Diktiergerät aus der Tasche und spricht hinein: "Stammumfang 160 Zentimeter, Stammform gerade, Alter etwa 16 Jahre."

Plötzlich lässt sich ein Vogel auf einem der Bäume nieder. Gugat fleht innerlich: "Bitte, flieg wieder weg!" Der Vogel fliegt weg, den Baumgutachter interessiert das auch nicht. Er schickt einen Tag später ein 31-seitiges Gutachten mit vielen Fotos und Analysen. Er hat drei Birken entdeckt, die stehen bleiben sollen. Die anderen Bäume im Bereich der Baustelle dürfen gefällt werden. Und der Vogel-Gutachter wird ein paar Tage später keine seltenen Vögel auf dem Grundstück finden.

Ebenfalls am 25. März stehen Svenja Gugat, Jörn Pestrup und eine Gruppe von Architekten, Landschaftsbauern und Elektrikern zwischen Schutt, Sand und Steinen. Sie haben beschlossen, dass sie jetzt einfach anfangen mit dem Bau. Vor vier Tagen haben sie dem Bezirksamt den Baubeginn angezeigt. Pestrup arbeitet die strittigen Punkte der Reihe nach ab: Er legt Widerspruch ein und bereitet sich für alle Fälle vor. Er hat zehn Türen für die Küchen bestellt, die zu den Feuertreppen führen sollen - wenn es dabei bleibt.

Bei der ersten Baubesprechung schauen die Verantwortlichen noch einmal über den Vermessungsplan und den Grundriss des Bauvorhabens. Und stoßen auf ein neues Problem: Wo sind die Anschlüsse für die Abwasserleitungen? Auf dem Bauplan sind Leitungen eingezeichnet, fett in roter und blauer Linie. Und eine gestrichelte Linie.

Das soll die Abwasserleitung sein, angeblich. Die Suche wird sich ein paar Tage hinziehen.

Die vernetzten Brandmelder seien "nicht verhandelbar", hat Pestrup vom Bezirksamt erfahren. Und noch etwas könnte zum Problem werden, sagt Svenja Gugat. Sie blickt über die kleinen Pfähle im Boden, die den Rahmen für die Wohnblöcke abstecken. Es könnte sein, dass jemand sie umgesteckt hat, um den Bau zu sabotieren. Die Runde beschließt, dass der Bauvermesser noch einmal kommen soll, bevor das Fundament gegossen wird.

**8. April 2014, Baubesprechung in der Rahlstedter Straße 8.** Die Bäume sind gefällt, Gräben aus Beton ziehen sich über das Grundstück, auf dem Beton sollen die Fundamente der Wohnmodule stehen. Rosa Fäden sind gespannt, sie markieren die Grundrisse der Container. Die Bäume, die der Baumpfleger unter Schutz gestellt hat, sind eingezäunt. Der erste Container ist da: der Container für die Bauleitung. Er steht vorne rechts auf dem Grundstück.

Jörn Pestrup ist heute ausgeglichener als sonst: Sein Widerspruch gegen die zusätzliche Brandtreppen war erfolgreich. Jetzt hat er zwar zehn Türen zu viel, aber muss keine Treppen bestellen. Dem Widerspruch dagegen, dass die Grünanlage vor den Containern gebaut werden muss, hat das Amt schon Ende März stattgegeben.

*9. April. Die italienische Marine hat binnen 48 Stunden etwa 4000 Bootsflüchtlinge im Mittelmeer aufgegriffen. Die Hamburger Innenbehörde geht davon aus, dass die Zahl der Asylbewerber im Jahr 2014 auf 4100 steigt - ein Anstieg um 28 Prozent im Vergleich zum Vorjahr.*

**29. April.** Fabian Röhr, der Wohnungsverwalter aus der Rahlstedter Straße, schreibt eine Mail an den Hamburger Zoll. Ihm lägen "Verdachtsmomente für Schwarzarbeit" auf der Baustelle vor: "Viele ausländische Bauarbeiter ohne entsprechende Arbeitskleidung", Dachdecker ohne Schutzkleidung, Arbeiten werden

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

auch am Wochenende durchgeführt. Röhr fügt auch noch drei Fotos bei. "Wir würden uns freuen, wenn Sie der Angelegenheit nachgehen würden und würden uns über Ihre positive Bestätigung freuen", schreibt er.

**12. Mai 2014, 19 Uhr, der erste Runde Tisch.** Es soll heute um die Frage gehen, wie man den Flüchtlingen helfen kann. Der Raum der Geschäftsstelle des Tanzvereins AMTV ist voll, die Luft ist stickig. Es wird kein Runder Tisch, sondern eine zweite Bürgeranhörung. Nur dass dieses Mal keine Politiker vorn sitzen, sondern Uwe Holtermann von Fördern und Wohnen und Svenja Gugat von der Sozialbehörde - und kein Moderator. Die Stimmung ist hitzig, auch weil der Sauerstoff im Raum schnell knapp wird.

Uwe Holtermann wirft noch einmal die Balkendiagramme an die Wand, die die Zunahme der Flüchtlingszahlen zeigen. Er berichtet von der Baustelle, die Arbeiten kämen gut voran. Dann wird er unterbrochen: Eine Frau will wissen, ob denn nun wirklich 400 Menschen da wohnen werden. Das Gerücht ist immer noch nicht aus der Welt.

Holtermann versucht ruhig zu bleiben und seinen Ärger über die falsche Zahl zu verbergen. Nein, es werden höchstens 130 Menschen dort leben, sagt er freundlich, mittlerweile sind seine Wangen gerötet. Er blickt in viele Gesichter, die ihm nicht glauben.

Auch beim Personalschlüssel macht Holtermann keine Punkte. Auf 80 Flüchtlinge kommt ein Sozialarbeiter, der Personalschlüssel für Techniker sei 1:160. Macht zwei Betreuer für eine Anlage mit 130 Flüchtlingen. Die Dienstzeiten gingen von 7.30 bis 16 Uhr. Nachts sei niemand da.

Ein älterer Herr will wissen, welche Regeln es für das Heim gibt. Holtermann sagt, dass es eine Hausordnung gebe. Wo die denn sei, will der Herr wissen, "ich möchte wissen, welche Pflichten die haben. Ich möchte, dass die mit fremdem Eigentum ordentlich umgehen." Holtermann muss passen, die Hausordnung ist noch nicht fertig. Murren im Saal.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Dann kommt die Frage auf, warum die Wohnblöcke eigentlich knallgelb sein müssen. Svenja Gugat erklärt, dass das Bezirksamt darauf bestanden habe, dass die Blöcke genau so aussehen, wie sie auf der Bürgeranhörung im Dezember präsentiert wurden. Damit niemand sagen könnte, es sei noch etwas geändert worden. Dumm nur, dass man für die Präsentation damals völlig willkürlich eine Farbe ausgewählt hatte. Knallgelb eben. Gugat versucht, die Situation ins Lächerliche zu ziehen. Keiner lacht.

Eine gute halbe Stunde geht es hin und her, bis schließlich ein Mann fragt, wie man den Flüchtlingen eigentlich helfen könnte. Holtermann lehnt sich zum ersten Mal an diesem Abend in seinen Stuhl zurück und lächelt. Dann sagt er, dass es das Beste für alle in der Rahlstedter Straße 8 wäre, wenn man sie einen Monat in Ruhe ließe. "Diese Menschen müssen erst mal ankommen", sagt er. Danach jedoch könne man gerne helfen: Freiwillige könnten die Flüchtlinge bei Behörden- und Arztgängen begleiten. Auch Spenden für den Haushalt - Teller, Pfannen, Geschirr - wären willkommen. "Da will ich aber noch Geld für haben", murmelt ein Rentner.

Wer helfen will, kann sich in eine Liste eintragen. Die Kirchengemeinden Alt Rahlstedt und die Markusgemeinde haben sich bereit erklärt, die Hilfe zu koordinieren. Ende der Veranstaltung.

Am Ausgang trifft Thomas Seltmann, der Mann mit dem Kfz-Büro, auf den SPD-Bürgerschaftsabgeordneten Ole Thorben Buschhüter. "Wissen Sie denn jetzt, was das kostet?", will Seltmann wissen. Buschhüter verweist auf die Antwort des Senats, nach der "investive Kosten" in Höhe von 11.000 Euro anfallen. Zufrieden sei er auch nicht mit dieser Zahl, aber so sei das eben. Seltmann wird sauer, schimpft über die Verschwendung von Steuergeldern. Buschhüter sagt, die Sache sei doch jetzt klar: Die Unterkunft komme, da könne man nichts mehr tun. Er habe anderes zu tun, als die Kosten der Unterkunft bis auf die Kommastelle zu berechnen. Seltmann sagt, dass er bei der nächsten Wahl Protest wählen werde. Buschhüter entgegnet, dass ihn dies nicht sonderlich störe. Wütend zieht Seltmann in die Kneipe des Tanzvereins ab.

**13. Mai 2014, Baubesprechung, Rahlstedter Straße 8.** Die gelben Container stehen, am 15. April wurde der erste aufgestellt, am 6. Mai der letzte. Die Häuser 4

und 5 sind bis auf die Küche fertig, bei den anderen fehlen noch die schwarzen Satteldächer.

Im Container der Bauleitung röchelt die Kaffeemaschine. Jemand hat Brötchen mit Käse und Putenbrust besorgt. Die roten Bauhelme liegen in der Ecke. Jörn Pestrup und seine Mitarbeiter gehen eine Liste durch und haken ab, was fertig ist. Vor vier Wochen hat das Bezirksamt die Forderung nach dem vernetzten Brandmelder zurückgezogen. Jetzt hat Pestrup zwar Leitungen verlegen lassen, muss aber keine "elektroakustische Alarmierungsanlage" bestellen.

Doch das Hin und Her wirkt sich jetzt aus: Pestrup kann den Plan, Ende Mai mit der Belegung der Unterkunft zu beginnen, nicht einhalten.

Es gibt keine Zufahrt, keine Wege zwischen den Häusern, keine Beleuchtung. Die Notentwässerung, Elektrik, Beleuchtung, Möbel der Bewohner - fehlt alles noch. Eigentlich stehen hier nur ein paar Container im Sand. Pestrup verschiebt den Einzug der Flüchtlinge auf Mitte Juni.

*28. Mai 2014. Olaf Scholz hält eine Rede über die "Perspektiven der Stadtentwicklung in Hamburg". Er spricht auch von den großen Herausforderungen angesichts des anschwellenden Flüchtlingsstroms. Hamburg müsse "mental zusammenrücken".*

**5. Juni, Rahlstedter Straße 8.** Der Zoll ist da. Sechs Beamte überprüfen, ob auf der Baustelle Schwarzarbeiter sind. Sie verlangen die Ausweise, befragen die Bauarbeiter nach ihrer Tätigkeit, nach ihrem Arbeitgeber. Später prüfen die Zollbeamten die Angaben. Ergebnis: alles in Ordnung.

*"Wir haben keine Plätze, wir stehen mit dem Rücken zur Wand", sagt Sozialsenator Detlef Scheele. Und er nennt eine neue Zahl: 4000 zusätzliche Plätze für Flüchtlinge fehlen in Hamburg. In der Sozialbehörde werden jetzt alle verworfenen Standorte nochmals geprüft. Sogar Flüchtlingschiffe, wie es sie in den 90er-Jahren*

*gab, sind nicht mehr tabu. Die Hamburg Port Authority sucht nach geeigneten Liegeplätzen.*

**12. Juni 2014, Rahlstedter Straße 8.** Maren Oehmichen wirkt wie eine Fremde hier. Dabei soll sie die Flüchtlingsunterkunft leiten. Die Sozialarbeiterin ist noch Chefin in der Unterkunft Großlohe, nur ein paar Kilometer entfernt. Sie war auch erst einmal vorher hier. Ihr erster Gedanke: Warum diese gelbe Farbe? Es wirkte auf sie wie eine Provokation an die Außenwelt.

Ihr Büro ist in Haus 1, ein spärlicher Raum in einem der Container. Auf dem Tisch liegen die Pläne der fünf Häuser, einige Wohnungen sind farbig markiert. Das sind die Wohnungen, für die schon Bewohner eingeplant sind. Eine Familie aus Syrien, eine aus Afghanistan und eine aus Serbien. Auf einem Zettel stehen die gesundheitlichen Probleme der künftigen Bewohner: psychisch krank, Rheuma im Fuß, Diabetes, Herzfehler, Asthma, Bluthochdruck.

Sie geht raus in den Hof und tritt auf Sand, die Wege sind immer noch nicht gepflastert. Eigentlich sollen ab heute die ersten Bewohner einziehen. Aber der Bauzaun vorne steht immer noch. Lastwagen fahren rein, laden Pflastersteine ab, karren Sand weg. Es riecht nach frischer Erde.

Die Laster blockieren den Weg nach innen, sodass die Wege nicht gepflastert werden können. Überall sind Handwerker. Es wird noch zwei Wochen dauern, bis sie fertig sind, sagt Oehmichen.

In der Mitte der Anlage ist ein großes schwarzes Loch, da soll der Spielplatz hin, das Schaukelgerüst ist schon da. Oehmichen geht in eines der fünf Häuser, die 18 Wohnungen sind alle gleich geschnitten. Zwischen 60 und 75 Quadratmeter groß sind sie, bis zu acht Personen kommen in eine Wohnung. Eine Wohnung besteht aus drei bis vier Räumen, helles Linoleum, Metallbetten, Holzkleiderschränke. Die Küchen haben E-Herd, Kühlschrank und Spüle, das Bad hat eine Dusche, es gibt ein separates WC. Es riecht nach frischer Farbe, die Räume sind hell. Ein Raum in den Wohnungen wird komplett leer gelassen. Eine Erfahrung mit Bewohnern aus dem arabischen



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Raum, sagt Oehmichen. Diese wollen ihr Wohnzimmer selbst einrichten - und zwar ohne Stühle, weil sie am liebsten auf Teppichen am Boden sitzen.

Die neuen Bewohner bekommen Haushaltspakete. Darin: große und kleine Töpfe, Bratpfannen, Suppenkellen, Holzlöffel und Dosenöffner, Teller in drei Größen, Tassen, Besteck.

Der Blick aus den Fenstern der Wohnungen geht entweder auf den Innenhof oder auf die Nachbarhäuser. Die Gartenbauer legen gerade eine Buchenhecke an, die Pflänzchen sehen noch karg aus. Maren Oehmichen findet die Wohnungen schön. Sie hofft, dass die Bewohner sie auch schätzen.

Die Flüchtlinge sollen auch einen Begrüßungsordner bekommen, in dem steht, was sie hier machen können und wo es Hilfe gibt. Doch der Ordner, sagt Oehmichen, ist noch nicht fertig. Und überhaupt weiß sie noch gar nicht, wie sie die Neuankömmlinge begrüßen soll.

Sie hat sich aber überlegt, wie sie den Kindern der Flüchtlinge die gelben Häuser verkaufen will: Maren Oehmichen will ihnen sagen, dass sie jetzt in Sonnenblumenhäusern wohnen.

*Im Juli fehlen in Hamburg noch immer 4000 Unterkunftsplätze für Flüchtlinge.*

Seit Anfang dieses Monats ist die Unterkunft an der Rahlstedter Straße 8 belegt. 108 Menschen leben jetzt hier, davon 60 Kinder. Die Flüchtlinge kommen aus Afghanistan, Bosnien-Herzegowina, Mazedonien, Nigeria, Serbien, Syrien und der Türkei. Die Unterkunft hat nach Abendblatt-Informationen rund zwei Millionen Euro gekostet.

Und Thomas Seltmann, der Nachbar mit dem Kfz-Büro, will sich beschweren: Weil die Kinder aus dem Flüchtlingsdorf auf dem Parkplatz an der Rahlstedter Straße Fußball spielen. Manchmal, schimpft Seltmann, fliegen Bälle über seinen Zaun herüber.

## Die Heimsuchung

*In der Nachbarschaft steht ein Gebäude leer, es war mal eine Schule. Dann erklärt Berlin es zum Asylbewerberheim - und in Hellersdorf machen Rechte wie Linke mobil. Ein halbes Jahr ist vergangen, die Lage erscheint ruhig. Doch alle wissen: Eine Winzigkeit genügt...*

Von Veronica Frenzel, Der Tagesspiegel, 01.03.2014

8. Tag, 16 Uhr

Es ist heiß für einen Spätsommernachmittag. Doch Fardin Faizi fröstelt. Als er vor die Tür seines neuen Zuhauses tritt, eines Hauses, in dem er gar nicht sein wollte, parkt der Mannschaftswagen der Polizei vor der Tür. Immer noch. Beamte in dunklen Schutzanzügen sitzen darin. Seit Faizi in das neue Heim gezogen ist, warten sie da. Darauf, dass etwas passiert. Darauf, dass nichts passiert.

Die Leiterin des neu geschaffenen Flüchtlingsheims, Faizi nennt sie "Chefin", hat ihm erklärt, dass die Polizisten auf ihn aufpassen. Er denkt: Wenn die Polizei auf mich aufpassen muss, bin ich in Gefahr.

Der 26-Jährige aus Afghanistan, klein, kräftig, schwarze Haare, blickt sich um, zündet sich eine Zigarette an, zieht hastig, hustet. Er hat viel geraucht die letzten Tage. Dabei hat er erst vor kurzem angefangen, am 19. August, am Tag seines Einzugs.

Vier Monate zuvor

Faizi flieht aus Herat, seiner Heimatstadt in Afghanistan, wo er ein Modegeschäft besaß und erst erpresst und dann entführt worden war. Lange war es in der afghanischen Provinz vergleichsweise ruhig, aber die Sicherheitslage hat sich über viele Wochen verschlechtert, immer häufiger entführen und töten die Taliban Geschäftsleute und ihre Angehörigen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Eigentlich ist Hamburg Faizis Ziel, dort leben sein Onkel und einige seiner Cousins, dort will er das Asylverfahren abwarten und sich dann mit Hilfe seiner Verwandten Arbeit suchen, am liebsten ein eigenes Geschäft aufmachen. Aber die Behörden schicken ihn nach Berlin, zunächst in ein Asylbewerberheim in Spandau. Dort fühlt er sich ganz wohl, obwohl er weit weg von seiner Familie ist. Menschen, die er auf der Straße trifft, grüßen ihn freundlich, ein Polizeiwagen steht nicht vor der Tür.

1. Tag, 13 Uhr

Fardin Faizi wartet mit einem Koffer vor dem Spandauer Asylbewerberheim, zwei Monate hat er darin gelebt. Jetzt soll er umziehen, in eine neue Unterkunft in Hellersdorf. Neben ihm stehen viele Journalisten. Seit Tagen schon belagern Medienleute das Heim. Von ihnen hat Faizi erfahren, dass in Hellersdorf viele Menschen leben, die ihn dort nicht wollen. Schließlich holt ihn ein Fahrer vom Roten Kreuz ab, der Verein ist mit dem Transport der Asylbewerber beauftragt worden. In Hellersdorf fangen zwei Polizeiwagen den Minibus ab und eskortieren Faizi und die anderen Insassen bis zum Heim, bis zum Hintereingang. Auf der Vorderseite stehen viele Menschen, die durcheinander schreien. Dass einige gegen das Heim protestieren und einige gegen die Gegner des Heims, erfährt er erst Tage später. Jetzt hört Fardin Faizi nur laute, rhythmische Rufe und Gegröle. Er denkt: "die Rassisten". Und hat Angst.

8. Tag, 16.05 Uhr

Obwohl es wunderschöne Sommertage sind, tritt Faizi immer nur ein einziges Mal vor die Tür, stets kurz, nie alleine. Jetzt begleitet ihn ein Freund. Faizi schmeißt die Kippe vor das Polizeiauto und die beiden ziehen los, in Richtung Supermarkt, Zigaretten kaufen.

Auf ihrem Weg passieren die beiden fünf deutsche Männer, die unter einem Sonnenschirm sitzen, sich unterhalten, lachen. Auch Dirk Meiser ist dabei, ein großer, breitschultriger Mann mit dunklen, kurzen Locken, in einem niedrigen Campingstuhl.

Seit fast sechs Stunden sitzt er schon an der Straßenecke. Er lächelt Faizi und dessen Begleiter zu, doch die beiden Männer schauen zu Boden, gehen schnell vorüber, blicklos. Sie sehen auch nicht die Schilder neben den Männern, auf denen in verschiedenen Sprachen steht "Flüchtlinge willkommen".

Meiser und die anderen sind wegen Fardin Faizi da. An der Kreuzung, an der die Carola-Neher-Straße auf die Maxie-Wander-Straße stößt, gleich neben dem Asylbewerberheim. Mit den Bewohnern des Heims ist auch Meiser gekommen. Seit sieben Tagen ist er freundlich, zu allen Menschen, zu den Flüchtlingen ganz besonders, versucht, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Bisher hat das nur selten geklappt. Sie wollen den Flüchtlingen zeigen, dass es Menschen gibt, die sie hier haben wollen, und sie wollen die Asylbewerber schützen vor Übergriffen.

Der 42-Jährige, ein selbstständiger IT-Experte, lebt seit zwei Jahren in Hellersdorf, nur ein paar Straßen von dieser Straßenecke entfernt. Fast 20 Jahre zog er davor durch die Welt, von Frankreich nach Griechenland nach Russland nach Spanien. Als er mit Ende 30 beschloss, nach Deutschland zurückzukehren, wollte er nicht in sein saarländisches Heimatdorf, sondern nach Berlin. Er fand eine große, günstige Wohnung in Hellersdorf, sah das Grün, die Ruhe und blieb.

Als er im Juli das erste Mal von den Protesten gegen das Asylbewerberheim las, war er schockiert. Meiser konnte sich nicht vorstellen, dass seine Nachbarn sich so offen gegen Hilfsbedürftige stellen würden, gegen Schutzsuchende. Er erfuhr, dass die Gegner des Heims am Tag des Einzugs der Flüchtlinge eine Demo angemeldet hatten, und beschloss, sich den Gegendemonstranten anzuschließen. Er dachte, "ich will die Flüchtlinge willkommen heißen". Daran, dass die Flüchtlinge das falsch verstehen könnten, dachte er nicht.

Meiser blickt Fardin Faizi und seinem Freund hinterher, ein wenig frustriert. Da sieht er, wie ein mittelgroßer, kräftiger Mann mit akkurat gescheitelten, dunkelblonden Haaren und mit hellbraunem Labrador an den zwei Flüchtlingen vorübergeht. Meiser strafft die Schultern. Es ist André Kiebis, zu der Zeit aktiv in der Bürgerinitiative Marzahn-Hellersdorf, die zu den Protesten gegen das Heim aufgerufen hat. In den Tagen vor dem Einzug der ersten Flüchtlinge hat er mit Kreide "Nein zum Heim" auf die Gehwege im Viertel gemalt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Kiebis, 41, ist in Marzahn-Hellersdorf groß geworden, er hat den Bezirk nie verlassen.

So nah wie an diesem Tagen sollen sich die drei Männer nicht mehr kommen. Trotzdem werden sich ihre Leben in den nächsten Monaten miteinander verweben.

Jeder von ihnen, ob der Flüchtling Faizi, der Unterstützer Meiser oder der Gegner Kiebis, haben die Situation nicht gewollt. Niemand von ihnen wurde gefragt. Sie sind vor vollendete Tatsachen gestellt worden, von der Politik und den Behörden. Dies ist die Geschichte von drei Menschen, die sich einzurichten versuchen, wenn die Fernsehkameras wieder abgezogen sind.

15. Tag, 17.30 Uhr

Es nieselt, graue Regenwolken hängen tief über den Plattenbauten. Der Mannschaftswagen ist verschwunden. Vor dem Supermarkt, gleich um die Ecke vom Heim, stehen zwei Vietnamesen in dunklen Ponchos. Sie verkaufen geschmuggelte Zigaretten.

"Wo ward ihr die letzten Tage?"

Eine ältere, rüstige Frau begrüßt die beiden wie alte Bekannte, freudig.

"Zu viel Polizei", antwortet einer, zieht unter seinem Poncho eine Stange Zigaretten hervor und reicht sie der Frau.

Über den holprigen Gehweg vor dem Heim schiebt eine alte Dame mit weißen Haaren ihre Gehhilfe. Die Weißhaarige erzählt, dass sie nach dem Zweiten Weltkrieg aus Schlesien nach Berlin geflüchtet sei. "Kein Bauer hat uns damals die Tür geöffnet, so eine Erfahrung wünsche ich niemandem", sagt sie.

*Mehr als ein Drittel aller Deutschen, gleichgültig ob sie im Osten oder im Westen leben, haben "große oder sehr große Probleme" mit einem Asylbewerberheim in ihrer Nachbarschaft, so das Ergebnis einer Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Infratest dimap. Als Grund nennen 44 Prozent derjenigen, die größere Probleme hätten, "erhöhte Kriminalität" oder "Unsicherheit",*

*31 Prozent "Krach" und "Unruhe". Zehn Prozent sorgten sich, ihre Immobilie könnte an Wert verlieren.*

25. Tag, 19 Uhr

Die Mahnwache ist beendet. Dirk Meiser genehmigt sich ein Weißbier in einer Kneipe am Kastanienboulevard, einer verwahrlosten Fußgängerzone mit vielen leeren Läden und ein paar Spelunken, nur zwei Straßen vom Asylbewerberheim entfernt. Hinter ihm streitet lautstark ein betrunkenes Paar. Vor ihm liegt ein Zeitungsausschnitt, "Gesicht zeigen - Dirk M. engagiert sich für das Recht von Flüchtlingen auf Asyl" steht da. Der Artikel ist vor einer Woche erschienen, im Anzeigenblatt "Berliner Woche", das kostenlos in Berlin verteilt wird. Meiser sagt, einige seiner Nachbarn hätten am Erscheinungstag aufgehört, ihn zu grüßen. Er nimmt einen Schluck.

"Früher habe ich immer wieder mal überlegt, aus Hellersdorf wegzuziehen." Er spricht sehr leise. "Aber jetzt kommt das für mich nicht mehr in Frage. Würde ich gehen, wäre das für mich wie Aufgeben, ein Rückzug vor den Nazis." Meiser will die Stellung halten.

Die Mahnwache mussten er und die anderen aufgeben, weil Anwohner sich beschwert hatten, und die Bezirkspolitiker erklärten Meiser, sie sollten nicht länger das friedliche Zusammenleben zwischen Flüchtlingen und Anwohnern erschweren. Man sei es nicht gewohnt, dass nachts Menschen auf den Straßen unterwegs seien.

*Im bayerischen Tattenhausen haben die Bewohner im Sommer beschlossen, dass das Asylbewerberheim im Ort mit den 37 Flüchtlingen aus Nigeria, Afghanistan und Pakistan verschwinden soll. Um die 80 aufgebrachten Tattenhausener zu beschwichtigen, hatte das Landratsamt ihnen versprochen, dass sie ein Jahr nach Eröffnung des Asylbewerberheims selbst entscheiden dürften, ob die Flüchtlinge bleiben oder gehen sollten. Mehr als zwei Drittel wollten, dass die Flüchtlinge verschwinden. Die Wahlbeteiligung lag bei über 80 Prozent. Einige der Flüchtlinge weinten, als sie von dem Ergebnis der Abstimmung erfuhren.*

## 35. Tag

Bei der Bundestagswahl erzielt die NPD im Wahlkreis Marzahn-Hellersdorf 3,9 Prozent der Stimmen, ihr bestes Ergebnis in ganz Berlin und fast eine Verdopplung im Vergleich zum Vorjahr. In allen anderen Berliner Wahlkreisen verliert die Partei an diesem 22. September Stimmen. Im Wahlbezirk 617, in dem auch das Asylbewerberheim liegt, erhält die NPD sogar 11,9 Prozent der Erststimmen und 10,4 Prozent der Zweitstimmen. Noch am Tag vor der Wahl hat die Partei keine 500 Meter vom Heim entfernt eine Informationsveranstaltung abgehalten, Thema: "Asylflut stoppen".

## 38. Tag

Das erste Mal begibt sich Fardin Faizi alleine zum Supermarkt. Es ist schon spät, nach zehn. Keiner seiner Freunde will noch raus, ihm aber sind die Zigaretten ausgegangen. Als er mit der Schachtel in der Hand aus dem Laden tritt, sprechen ihn ein paar Männer an, die vor dem Supermarkt Bier aus Dosen trinken. Er versteht nicht, zuckt mit den Schultern und will weitergehen. Da packt ihn einer, nimmt ihm die Zigaretten weg. Die anderen lachen laut, rufen durcheinander. Faizi hört den Satz: "Du nicht arbeiten, du nicht rauchen." Dann läuft er zurück zum Heim.

## 40. Tag, 16 Uhr

"Nicht schön", sagt Fardin Faizi über den Vorfall auf Englisch.

Diesmal bricht er gemeinsam mit zwei afghanischen Mitbewohnern zum Supermarkt auf. Immer wieder blicken sie sich ängstlich um. Zwischen den Regalen weichen sie sich nicht von der Seite, klemmen sich hastig Reis, Zucker, Tomaten, Öl unter die Arme, gehen dann, eng beieinander, zügig zurück zum Heim.

"Die Leute hier grüßen nicht. Wenn ich grüße, schauen sie weg."

Und was ist mit den vielen Menschen, die Spenden ins Heim gebracht haben?

Fardin Faizi schweigt eine Weile. "Draußen sehe ich andere Leute", sagt er schließlich.

"Musik?" fragt er dann und schließt sogleich das gekippte Fenster. "Die Nachbarn beschwerten sich über Lärm, sagt die Chefin", erklärt er, leise Pop-Musik ertönt. Er sagt, ein bisschen sei das Heim wie ein Gefängnis, er könne zwar hinaus, tue es aber nicht. "Ich gehe nur raus, wenn ich einen Termin beim Arzt oder beim Sozialamt habe, oder wenn ich zum Deutschunterricht muss und zum Einkaufen."

52. Tag, 20 Uhr

"Hier ist jeder gegen das Heim", sagt die Kellnerin in der Kneipe am Kastanienboulevard. Ein paar Gäste schauen sie an, ein paar nicken. Am Tag von Fardin Faizis Einzug rief die Kellnerin "Nein zum Heim" in die Fernsehkameras, sie schaffte es sogar in die "Tagesschau". Mit lauter Stimme erklärt sie dann, dass sie ihren Sohn jetzt jeden Morgen zum Unterricht fahren muss, weil das Heim auf seinem Schulweg liegt. "Er hat Angst, so nah an den Flüchtlingen vorbeizulaufen."

Dann sagt die Kellnerin erstmal nichts mehr, der türkische Besitzer der Kneipe steht jetzt am Tresen, und sie zapft ein Bier nach dem anderen. Es ist Monatsanfang, die Kneipe ist voll. Und sie bringt jedem, dessen Glas sich leert, ungefragt ein neues, egal ob der torkelt oder lallt.

*Im sächsischen Schneeberg protestieren Mitte Oktober etwa 1500 Menschen mit Fackeln gegen ein Heim, das drei Kilometer vor der Stadt liegt.*

59. Tag, 16.30 Uhr

"Ich bin kein Rassist und kein Nazi", sagt André Kiebis, er sitzt im mexikanischen Restaurant La Paz im Einkaufszentrum Helle Mitte, eine U-Bahn-Station vom Asylbewerberheim entfernt. "Aber wir wurden viel zu spät über das Heim informiert. Man hat uns einfach vor vollendete Tatsachen gestellt."

Deshalb hat er "Nein zum Heim" auf den Bürgersteig geschrieben, sagt er. "Dazu stehe ich." Gegen die Flüchtlinge habe er nie etwas gehabt, nur gegen das Heim. Jetzt, wo das Heim da ist, will er dafür kämpfen, "dass es nicht mehr Asylanten



werden". Er fragt sich, "wieso bringt man sie eigentlich nicht in leerstehende Bundeswehrcasernen unter? Da ist viel Platz und sie stören niemanden." Pause. "Wir in Hellersdorf sind keine Ausländer gewohnt. Wir wissen nicht, wie man mit ihnen umgeht." Er lächelt der Kellnerin freundlich zu, die aus Kuba kommt. "Einen Kaffee, bitte."

*Der Anteil der ausländischen Mitmenschen liegt in Hellersdorf bei 4,6 Prozent. In ganz Berlin sind es 14 Prozent, in Deutschland knapp zehn.*

Auch André Kiebis fühlt sich falsch verstanden. Von der Bürgerinitiative Marzahn-Hellersdorf, die den Protest gegen das Heim entfacht hatte und deren Mitglied er war, hat er sich distanziert. Sie wurde als Sprachrohr der NPD entlarvt und wird jetzt vom Verfassungsschutz beobachtet. Kiebis hat seinen eigenen Verein gegründet, den Verein "Bürgerinitiative für ein lebenswertes Marzahn-Hellersdorf". In der Satzung heißt es, man wolle sich um die Belange der Bewohner von Marzahn-Hellersdorf kümmern. Vom Asylbewerberheim kein Wort. Im Vereinsregister sind 17 Mitglieder gemeldet. Wieso er seinen Verein ausgerechnet Bürgerinitiative genannt hat? Kiebis gibt keine Antwort.

Beim Metzger, ein paar Straßen vom Heim entfernt, hat Vereinsvorsitzender Kiebis einen Kummerkasten angebracht, "für die Sorgen der Anwohner". 60 Zettel habe er vor kurzem herausgefischt, sagt er. Zeigen will er keinen. Er sagt: "Die meisten Bürger haben sich über die Unsicherheit beklagt, die im Kiez herrscht, seit das Heim da ist, über die gestiegene Kriminalität, über Einbrüche in Kitas."

*Die zuständige Polizeistelle erklärt, die Kriminalität in Hellersdorf sei nicht gestiegen. Allein die Zahl der angezeigten Beleidigungen und der Verstöße gegen das Versammlungsrecht habe zugenommen. Das sei normal, bei so vielen Demos, wie sie in den vergangenen Wochen im Bezirk stattgefunden haben.*

Polizei und Politikern könne man nicht trauen, sagt Kiebis. "Die haben uns gesagt, alle Heimbewohner seien Kriegsflüchtlinge. Aber letztens hat ein Kind mit einer Spielzeugpistole auf mich gezielt!"

Und das geht nicht?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Echte Kriegsflüchtlinge würden doch keine Waffe anfassen - und sei sie aus Plastik, sagt Kiebis.

Bevor das Heim in seinen Kiez kam, hat sich André Kiebis für Politik nicht interessiert. Wie die meisten im Bezirk. Die Beteiligung bei der Wahl zum Abgeordnetenhaus lag bei 51 Prozent, bei der Bundestagswahl bei 65 Prozent. Ob er bei der Bundestagswahl seine Stimme abgegeben hat, will Kiebis nicht sagen.

Vor kurzem hat er bei der Volkshochschule nach einem kostenlosen Englischkurs gefragt. "Gibt es nicht. Aber die Flüchtlinge kriegen kostenfreie Deutschkurse!" Er ist wirklich wütend. "Die bekommen alles und wir bekommen nichts."

Es dauert, bis er erzählt, dass er seinen Job als Informatiker im Arbeitsamt verloren hat. Kurz nachdem er im Fernsehen zu sehen war bei der Demo gegen das Heim.

84. Tag, 13 Uhr

"Schon wieder vorbei." Fardin Faizi steht am Fenster seines Zimmers und schaut hinaus. Manchmal sieht er von hier eine Frau, die vom Balkon gegenüber zu ihm herüber schaut und sich wegdreht, wenn sie ihn hinter der Scheibe erkennt. Faizi zündet sich eine Zigarette an.

Die Frau von gegenüber ist ihm gerade egal. Drei Wochen war er mit einer Syrerin zusammen, die mit ihren beiden Kindern ein Stockwerk über seinem lebt. Sie haben Händchen gehalten, sich ein paar Mal geküsst. Jetzt hat er Schluss gemacht. "Zu kompliziert", sagt er. "Hier keine Zukunft."

Seine Zukunft, so stellt er es sich vor, liegt weit weg vom Asylbewerberheim und von Hellersdorf. In einem Stadtteil wie Kreuzberg oder Neukölln, jedenfalls dort, wo ihn keiner komisch anschaut, weil er kein Deutscher ist. In seinem Bild von Zukunft arbeitet er, als Verkäufer oder im eigenen Laden, hat eine eigene Wohnung und am besten auch Frau und Kinder.

96. Tag, 17 Uhr

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

André Kiebis sitzt im mexikanischen Restaurant La Paz und zeigt Emails, die er Bezirkspolitikern schicken will oder schon geschickt hat. Ruft die Webseite seines Vereins auf, klickt auf einen Artikel über die vernachlässigte Fußgängerzone Kastanienboulevard, der mit "Schandfleck" überschrieben ist. Er will ein Quartiersmanagement - "ich habe das lange vor den Politikern gefordert!" - er will nicht die Internationale Gartenschau in Hellersdorf, die im Jahr 2017 im Bezirk stattfinden wird - "so eine Geldverschwendung". Er dringt auf Gespräche mit den Politikern - "im Namen der Bewohner".

Die Politiker allerdings zögern, schließlich ist sein Name noch immer mit der als NDP-Organ enttarnten Bürgerinitiative verbunden. Was will er ihnen sagen? Dass am Flüchtlingsheim immer noch kein Schild mit dem Namen des Betreibers hänge zum Beispiel, das sei ein Unding. "Die Anwohner wissen doch nicht mal, an wen sie sich wenden sollen, wenn etwas vorfällt."

Dann schweift er ab, berührt, wie er findet, aber doch den Kern, als er von der hohen Arbeitslosigkeit, von fehlenden Kita-Plätzen, fehlenden Spielplätzen, von der Vernachlässigung seines Bezirks spricht.

*Tatsächlich ist die Arbeitslosigkeit in der Umgebung des Flüchtlingsheims besonders hoch, ein Viertel der Anwohner bezieht Hartz-IV. Mehr als die Hälfte der Unter-15-Jährigen im Viertel wächst in Hartz-IV-Haushalten auf, Tendenz steigend. 98 Prozent aller Hellersdorfer Kinder im Kindergartenalter haben allerdings einen Kita-Platz, zeigt die Statistik des Bezirks. Die Eltern der fehlenden zwei Prozent hätten sich bewusst dagegen entschieden, ihre Kinder betreuen zu lassen, heißt es aus dem Rathaus.*

Über das Heim und die Bewohner will André Kiebis an diesem Samstag nicht reden.

116. Tag, 17 Uhr

Eine Jazzband spielt "Stille Nacht" im Aufenthaltsraum des Heims. Die Heimleitung hat Anwohner und Bewohner zur Weihnachtsfeier geladen, fast hundert Menschen sind gekommen. Der Hellersdorfer Bürgermeister ist da, der evangelische

Pfarrer, die weißhaarige Anwohnerin mit dem Rollator, die aus Schlesien geflohen war. Die Anwohner unterhalten sich, die Asylbewerber unterhalten sich. Miteinander reden sie nicht.

141. Tag, 18 Uhr

Dirk Meiser in der Kneipe am Kastanienboulevard, das neue Jahr ist eine Woche alt. "Ich verstehe nicht, wieso an Silvester keine Beamten vor dem Flüchtlingsheim waren, war doch klar, dass was passiert", sagt er gegen den Lärm. Unbekannte haben in der Silvesternacht Böller aufs Heim geworfen, verletzt wurde niemand. Seitdem klebt an den Scheiben der Eingangstür Karton. "Aber hier will keiner sehen, hören oder sprechen." In Meisers Rücken grölt wieder das betrunkene Pärchen.

Die Kellnerin stellt sich zu ihm, sagt, "im Sommer werde ich heiraten", zieht ihr Smartphone aus der Tasche und zeigt Bilder von Hochzeitskleidern.

Meiser fragt, "wie geht es deinem Sohn? Irgendwas passiert mit den Flüchtlingen?"

Sie schüttelt fast unmerklich den Kopf. "Geht er wieder alleine in die Schule?"

Sie nickt und geht weg.

161. Tag

Ein rechtsradikaler Rapper dreht vor dem Heim einen Musikclip. Auf dem Video, das wenige Tage später auf Youtube zu sehen ist, ruft er, "ihm geht's nicht mehr um Religion oder Volk. Nein, er kommt über Nacht und will nur euer Gold." Ein Junge spielt Gitarre und singt den Refrain: "Das ist für unsere Kinder. Wir müssen ihre Zukunft retten, sonst ist es zu spät. Wenn wir dabei sterben, Deutschland darf dabei nicht untergehen." Zwei Mädchen schwenken im Hintergrund riesige Deutschlandfahnen. Und irgendwann kommen zwei Polizisten, die zaghaft versuchen, das Quartett zu vertreiben.

162. Tag, 16 Uhr

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Fardin Faizi ist umgezogen, in das zweite, renovierte Schulgebäude. Fröhlich zeigt er die bunte Küchenzeile, das grau-weiß geflieste Bad, das 20 Quadratmeter große Zimmer mit dem neuen Laminatboden und den strahlend weißen Wänden. "Viel besser", sagt er lächelnd. Er teilt sich jetzt nur noch mit einem Mitbewohner das Bad und mit dreien die Küche anstatt wie vorher mit zehn. "Weniger Streit wegen Aufräumen und Putzen", sagt Fardin Faizi. Er lacht dabei. Überhaupt geht es ihm gerade gut. Seine Eltern sind auf dem Weg nach Deutschland. Und: "Es ist jetzt ruhig hier." Von den Anschlägen auf das Heim hat Faizi nichts mitbekommen, niemand hat ihm etwas gesagt. Er erklärt, er wolle jetzt die Menschen auf der Straße grüßen, so wie er es in Spandau auch gemacht hat.

"Die leben da drin im Luxus", erklärt ein älterer Herr draußen vor der Tür. Er führt gerade seinen Hund aus, einmal um die alte Schule herum. "Sehen Sie sich die Fenster an. Ganz neu." Im Heim war er noch nie.

170. Tag

Anfang Februar stellt Bezirksbürgermeister Stephan Komoß ein "Aktionsprogramm zur Demokratieentwicklung" vor. Das Ziel: intolerante, fremdenfeindliche und rassistische Haltungen bekämpfen. Unter anderem will der Bezirk ein Online-System einrichten, in dem antisemitische, rechtsextreme und rassistische Vorfälle schnell gemeldet werden können. Etwas ähnliches existiert schon seit vielen Jahren, das "Verzeichnis Marzahn-Hellersdorf" der Stiftung Polis. Das neue System soll ermöglichen, Vorfälle noch schneller zu melden. Außerdem sollen die Weiterbildungsangebote zu den Themen "Rassismus" und "Integration" ausgebaut werden. Es ist die erste politische Aktion nach dem Sommer.

Als das Heim eröffnet wurde, war Komoß krank, auch in den Wochen danach. Der rotblonde, jugenhafte Politiker, 49 Jahre alt, kommt eigentlich aus Karlsruhe, seit 1990 ist er im Bezirk für die SPD aktiv.

Er sagt, "sicher bin ich nicht, ob das Programm was bringt, aber ich glaube dran." Noch wichtiger als das Aktionsprogramm sei jedenfalls, die Arbeitslosigkeit zu senken. Eine schwierige Sache. Überhaupt sei es in jedem Fall ein langwieriges

Projekt, rechten Einstellungen gegenzusteuern. "Vielleicht hat sich das Klima im Bezirk in 20 Jahren verändert?"

Hellersdorf sei ja bekannt gewesen als Hochburg der Rechten, sagt er dann, "bis zum Jahr 2008, bis zu diesem furchtbaren Vorfall".

Im Sommer 2008 wurde ein vietnamesischer Zigarettenverkäufer mitten auf der Straße erstochen, etwa drei Kilometer vom heutigen Flüchtlingsheim entfernt. Danach seien rechtsextreme Vorfälle rapide zurückgegangen, sagt Komoß. "Wir hatten im Bezirk die niedrigsten Raten in ganz Berlin. Bis zum letzten Sommer." Die Politik hatte sich auf den guten Zahlen ausgeruht, sagt der Bürgermeister. "In Wahrheit aber war es nur an der Oberfläche ruhig."

171. Tag

Ein Brandstifter legt in einer Asylunterkunft in Hamburg-Altona ein Feuer, in dem eine 33-jährige Frau aus Pakistan und ihre beiden sechs- und siebenjährigen Kinder sterben.

Stunden später meldet die NPD in Berlin Demos vor vier Asylbewerberheimen an, auch in Hellersdorf.

173. Tag, 13.30 Uhr

Die NPD demonstriert. Zehn kahl rasierte Männer halten weniger als 500 Meter vom Flüchtlingsheim entfernt Schilder in die Luft, auf denen steht "Heute sind wir tolerant - morgen fremd im eigenen Land." Auch der Berliner NPD-Chef Sebastian Schmidtke ist da. Fünf Hellersdorfer stehen ganz nah bei den NPDlern.

Ein paar hundert Meter weiter strecken 40 Gegendemonstranten bunte Plakate in die Höhe, auch Dirk Meiser. "Refugees Welcome" steht darauf oder "Berlin gegen Nazis". Auch bei den Gegendemonstranten stehen ein paar Anwohner.

Nach einer halben Stunde sind die NPD-Männer verschwunden, sie müssen weiter zur vierten und letzten Demo an diesem Tag, zu einem Asylbewerberheim in Pankow.

In den Tagen darauf finden einige Anwohner Unterschriftenlisten in ihren Briefkästen, für eine "Petition zur Schließung der Asylbewerberheime Carola-Neher-Straße und Maxi-Wander-Straße in Berlin Hellersdorf", unterzeichnet vom NDP-Chef Schmidtke. Außerdem kursieren Flugblätter mit "10 Gründen für eine sofortige Schliessung" des Heims in Hellersdorf. Angeführt wird zum Beispiel die "steigende Kriminalitätsrate" und "die erhöhte Ansteckungsgefahr durch bei uns ausgestorbene Krankheiten".

Auf der Facebookseite der "Bürgerbewegung Marzahn-Hellersdorf", der Nachfolgerin der "Bürgerinitiative Marzahn-Hellersdorf", heißt es, "Ausländer fassen Grundschulmädchen an".

*Ist es richtig, Asylant zu sagen? Ist Flüchtling das bessere Wort? Oder Asylbewerber? Muss man sich über die richtigen Begriffe überhaupt Gedanken machen? Sollen die Anwohner mitentscheiden können, ob eine Unterkunft für Asylbewerber in ihre Gegend kommt? Darf man sie vor vollendete Tatsachen stellen? Darf man vor einem Asylbewerberheim demonstrieren? Wie wollen wir mit Fremden umgehen? In welcher Gesellschaft wollen wir leben?*

180. Tag, 19 Uhr

"Ich hoffe bloß, dass kein Flüchtling etwas anstellt." Dirk Meiser sagt diesen Satz auf seine übliche leise Art in der Kneipe am Kastanienboulevard. "Sonst passiert etwas."

Dasselbe hat am Nachmittag der evangelische Pfarrer Hartmut Wittig gesagt, dessen Gemeinde ein paar hundert Meter vom Flüchtlingsheim entfernt liegt. Er hat hinzugefügt: "Viele hier denken in Schwarz-Weiß-Schemata. Mit schlichten Botschaften erreicht man sie gut."

Fardin Faizi hat aufgehört, die Menschen auf der Straße zu grüßen. "Grüßt ja niemand zurück", erklärt er. Und nach einer Pause sagt er: "Dieses Warten und Nichtstun hier im Heim, das macht einen verrückt."

## Der Anfang nach dem Ende

*Schwarze Wände, aufgequollene Möbel: So sah es bei Familie Neumann nach der verheerenden Flut im Juni aus. Die Rückkehr in den Alltag war mühsam. Unsere Autorin hat sie monatelang begleitet*

Von Veronica Frenzel, Der Tagesspiegel, 15.12.2013

Es ist Anfang Dezember. In Breese, 1500 Einwohner, ein paar Kilometer von Wittenberge entfernt, westliches Brandenburg, beginnen für Familie Neumann hoffentlich Tage der Ruhe nach einem turbulenten, schicksalhaften Jahr. Im Wohnzimmer riecht es nach der Plastikverpackung, in der vor ein paar Tagen neue Möbel geliefert wurden. Er löst den strengen Geruch von Moder ab, der wochenlang durch die Räume wehte. Jetzt ist der Gestank weg, das vielleicht größte Geschenk dieser Tage. Die Neumanns können wieder in den eigenen vier Wänden leben, nachdem die Flut im Juni sie für Monate unbewohnbar gemacht hat.

An der Tischdecke baumelt noch der Plastikhaken, an dem das Preisschild hing. Bärbel Neumann, 72 Jahre alt, steht verloren zwischen ihren neuen Sachen. Ihre Schultern sind nach vorne gebeugt, die Arme eng vor der Brust verschränkt, als sollten sie Frau Neumann vor dem Unbekannten schützen, der Blick ist starr auf das Fenster gerichtet. "Wie fühlt es sich an?", fragt die Schwiegertochter mit einem großen Lächeln. Bärbel Neumanns Blick wandert von den neuen hellgelben Tapeten über das braune Laminat hin zur neuen Sofagarnitur, zur neuen Schrankwand, zum neuen Esstisch. Sieht so das neue Leben aus?

Schließlich antwortet sie müde: "Fertig." Sie seufzt, schiebt "fast" hinterher und erklärt: "Die beiden Küchenstühle fehlen noch und die Nachtschchen."

Bärbel Neumann ist eine ernste Frau. "Lächeln kann ich nicht so gut", gibt sie später an diesem Montag zu. Und ihre Schwiegertochter wird erklären, dass Bärbel Neumann seit diesem Sommer besonders ernst sei. Seit das verfluchte Elbe-



Hochwasser ihr ebenerdiges Haus im Dörfchen Breese und alles, was darin war, einfach so geschluckt hat.

Das Drama beginnt Hunderte Kilometer weiter weg, an jenem Tag, als meteorologisch der Sommer anfängt. Am 1. Juni sorgt das Tief "Frederik" für Dauerregen in Süddeutschland. Wetterstationen melden, innerhalb von 24 Stunden sei mehr als die Hälfte des durchschnittlichen Niederschlags für den gesamten Monat Mai heruntergeprasselt. Aus Polen zieht ein weiteres Tiedruckgebiet heran. In Bayern, Teilen Sachsens und Thüringens wird die höchste Alarmstufe ausgerufen.

Bärbel Neumann sieht die Bilder im Fernsehen. Beim Abendessen sagt sie zu ihrem Mann: "Wie furchtbar!". Er antwortet: "Mach dir keine Sorgen." Sie schaut hinaus auf die Stepenitz, einen Bach, der 500 Meter vor ihrem Haus dahinplätschert. Der Zufluss der Elbe ist noch ruhig. Er fließt nicht weit entfernt von Breese in den Fluss, nur wenn die Elbe zu viel Wasser hat, ist es genau umgekehrt. Dann schiebt der Strom sein Wasser den kleinen Zufluss hinauf.

So wie im August 2002. Die Stepenitz läuft dann über, auf die angrenzenden Wiesen, in die Keller der am Bach gelegenen Häuser und manchmal auch in die Wohnzimmer. Damals lag der Pegel der Elbe so hoch wie nie zuvor, bei 7,34 Metern. Jahrhunderthochwasser! Bundeskanzler Gerhard Schröder flog in die Krisengebiete, versprach rasche Hilfe und sicherte sich seine Wiederwahl.

Bärbel Neumann denkt an jenen August, als sie aus dem Fenster sieht. Wie die Flut das Haus der Nachbarn zerstörte, wie sie tagelang mit der Angst einschlief und aufwachte, das Wasser könnte auch ihr Haus schlucken. Diese Anspannung möchte sie nicht noch einmal erleben. Bange fragt sie sich: "Was wäre, wenn?" Zu ihrem Mann sagt sie: "Wird schon nichts passieren." Vor elf Jahren blieb das Wasser ja auch vor ihrem Haus stehen.

Bärbel Neumann und ihr Mann Werner können sich nicht vorstellen, dass der Fluss noch einmal so stark steigt. Niemand in Breese kann das. Die Nachrichten in diesen ersten Junitagen sind zwar Katastrophenmeldungen, aber sie kommen aus Orten, die weit weg liegen. Im bayrischen Deggendorf holen Soldaten Menschen mit Hubschraubern aus ihren überfluteten Häusern, die Straßen in Passau sind reißen-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Flüsse. Die "Passauer Neueste Nachrichten" schreibt: "Wie im Krieg". Der bayrische Ministerpräsident Horst Seehofer sagt: "Das übersteigt alle Dimensionen."

Am 2. Juni sieht Bärbel Neumann, dass in Dresden die Elbe auf acht Meter steigt, in Bitterfeld werden Zehntausende evakuiert. Jetzt ist es klar: Auch in Brandenburg wird das Hochwasser Schaden anrichten. 5. Juni, Halle an der Saale, das Wasser steigt über acht Meter - höchster Stand seit 400 Jahren. Die Elbe liegt bei 7,30 Meter, vier Zentimeter unter der Marke von 2002, und bei Bärbel Neumann klingelt das Telefon. Ihr Sohn Jens aus München. "Soll ich kommen?", fragt er. "Der Bach wird vor unserem Haus halt machen", beruhigt ihn Bärbel Neumann. Der Sohn ruft beim Katastrophenschutz an. "Fahren Sie zu ihren Eltern!", rät der Mann am anderen Ende der Leitung. Einen Tag später holt der Sohn Sand in Breese ab und schippt ihn in Säcke.

6. Juni, Bundeskanzlerin Angela Merkel besucht Bitterfeld, 160 Kilometer von Breese entfernt, und verspricht mehr als 100 Millionen Euro Soforthilfe. Die Neumanns helfen sich selbst. Der Pegel steigt auf 7,40 Meter, der 19-jährige Enkel, der im Nachbarort als Elektriker arbeitet, nimmt Urlaub. Zwei Tage lang schnüren Sohn und Enkel Sandsäcke, die sie dann quer durch den kleinen Garten der alten Neumanns stapeln. Pausenlos. Der Wall ist fertig, der Pegelstand der Elbe liegt bei 7,50 Metern, das Wasser reicht fast bis zum oberen Rand des obersten Sandsacks. Manchmal schwappt ein wenig auf die falsche Seite, dorthin, wo das Haus steht. Der Garten jenseits des Sandsackwalls ist schon ein großer See.

Die alten Neumanns sehen zu, wie erst die Goldfische aus dem Teich schwimmen, dann die beiden Karpfen, in Richtung Fluss, nun beginnen sie sich doch zu sorgen. Bärbel Neumann räumt die Kleiderschränke aus, stopft Pullover, Hosen, Bettwäsche in riesige Plastiksäcke und stellt sie auf den Dachboden. Sie schiebt einen Holzbalken unter das Sofa, für alle Fälle. Zu ihrem Sohn sagt sie: "Passiert schon nichts."

Zwei Tage später passiert es dann. Am 9. Juni rast eine große Welle auf Breese zu und fließt einfach über die Sandsäcke hinweg ins Haus der Neumanns. Der Druck reißt das Sofa vom Balken. Das Wasser strömt in den ehemaligen Stall nebenan, wo die alten Neumanns Küche, Bad und Schlafzimmer eingebaut haben, für den Sommer,

wenn die Kinder und Enkel zu Besuch kommen. Zwei Kaninchen können sie nicht mehr retten.

Acht Milliarden Euro, diese Summe will ein Sonderfonds von Bund und Ländern Flutopfern zur Verfügung stellen. Im dreistelligen Millionenbereich beziffert die Deutsche Bahn die Schäden durch das Hochwasser und sperrt Gleise zwischen Berlin und Hannover. Und bei Neumanns? Braun und übel riechend steht das Wasser in allen Zimmern. Es fließt nicht ab, der gesamte Garten steht unter Wasser.

Aus der Vogelperspektive sieht Breese in jenen Tagen so aus: Eine lange Linie verläuft quer durch den Ort und trennt ihn. Das Grundstück der Neumanns und zwölf weitere Häuser liegen isoliert und überflutet auf der einen Seite, der übrige Ort liegt trocken auf der anderen. Die Trennlinie ist ein vier Kilometer langer Deich. Den hat die Gemeinde errichtet, während Sohn und Enkel die Sandsäcke im Garten stapelten, und zwar direkt auf der Straße, die der Stepenitz am nächsten ist, direkt vor dem Haus der Neumanns. Die Flusswiesen, wo der Deich hätte stehen müssen, um das ganze Dorf zu retten, waren in den ersten Junitagen schon zu feucht. Sie wären unter dem Gewicht des Damms eingesackt.

Am 9. Juni verlassen die Neumanns das überflutete Haus, sie müssen über den zwei Meter hohen Deich klettern. In den Gärten auf der anderen Seite der Straße rotieren die Rasensprenger. Schließlich hat es seit Tagen nicht mehr geregnet, und die Sonne scheint.

Drei Tage später spuckt das Wasser das Häuschen und den Garten der Neumanns wieder aus. Nichts ist wie vorher. Der hellbraune Teppichboden im Schlafzimmer ist schwarz, das Laminat im Wohnzimmer hat sich aufgebäumt, die Möbel - alle aus Pressspan - sind aufgequollen, die Wände schwarz an den Stellen, wo das Wasser gestanden hat. Der Garten ist zerstört. Der Rasen ist grau, in den Beeten wächst nichts mehr, der Teich ist voller Schlamm.

Schwiegertochter und Sohn raten den Eltern, erst mal nach München zu fahren. Ein wenig Abstand von Breese und dem überschwemmten Haus täten ihnen gut. Bärbel Neumann fährt, Werner Neumann will sein Haus nicht im Stich lassen. Es ist 260 Jahre alt, auf Balken und mit Feldsteinen und Lehm erbaut. Seit 55 Jahren lebt er

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

hier. Er legt eine alte trockene Matratze, die er von Bekannten bekommen hat, auf den Dachboden, der nicht ausgebaut ist. Jeden Abend klettert er über eine Leiter nach oben und legt sich direkt neben die Kleidersäcke, die seine Frau in den Tagen vor der Flut gerettet hat.

Der Sohn bleibt bei ihm in Breese. Er bestellt einen Baucontainer vor das Haus. Da hinein wirft er die Überreste der alten Möbel, das Laminat, den Teppichboden, die alten Dielen darunter und den Teil der Lehmwände, der ihm entgegenkommt, als er auf die Wände klopft. Nach wenigen Tagen hält es Bärbel Neumann nicht mehr in München aus. Sie kehrt nach Hause zurück. Der Sohn holt von Freunden einen alten Wohnwagen, er dient den Eltern als Schlafplatz. Zwei Matratzen haben gerade mal Platz darin.

"Es ist, als hätten wir Krieg gehabt", sagt Bärbel Neumann Ende Juni. Sie läuft durch das schlammgraue Gras im Garten, vorbei an den überlebenden Kaninchen in den Käfigen, zu ihrem Wohnwagen. Davor bleibt sie stehen, flüstert, "schrecklich ... schrecklich".

Es ist warm und trocken, ein schöner Sommertag. Normalerweise würde es nach Blumen und Heu riechen - und nicht so, als wäre gleich nebenan eine Kläranlage. Normalerweise wäre die Luft nicht voller Mückenschwärme. Sie kommen aus den noch feuchten Flusswiesen, die jetzt eine riesige Brutstätte für die Insekten sind. Frau Neumann hat aufgehört, von ihnen Notiz zu nehmen. Als sich eine Mücke auf ihren Unterarm setzt, reagiert sie nicht. "Merk nicht mal mehr, wenn die zustechen", sagt sie.

Dann geht sie in die winzige Küche im ehemaligen Stall, um Kaffee zu kochen für ihren Sohn und ihren Mann. Der Herd funktioniert noch, weil der Raum ein wenig höher liegt als das übrige Haus, das Wasser stand dort nur wenige Zentimeter hoch. Alles ist gefliest. In den Fugen schimmert weiß der Schimmel.

Beim Kaffee sagt der Sohn: "Die haben meine Eltern einfach absaufen lassen." Bärbel Neumann und ihr Mann schweigen, sie trinken hastig, in großen Zügen, ihre Blicke wandern vom Grund der Tasse zur Wachstumischecke und zurück. Als Werner Neumann einen letzten großen Schluck schwarzen Kaffees getrunken hat, brummt er

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"wenn noch ein Hochwasser kommt, ziehen wir hier weg, sofort", geht hinaus und räumt weiter die Abstellkammer aus. "Vater ist wütend", sagt sein Sohn.

Die Wut hat eine Vorgeschichte. Seit elf Jahren, seit dem Hochwasser im Jahr 2002, fordern Werner Neumann und die Bewohner der anderen zwölf Häuser einen Deich in den Wiesen - zwischen dem Bach und ihren Grundstücken. Immer wieder hat der Bürgermeister versprochen, den Deich zu bauen. "Passiert ist nichts, nur das schlimmste Hochwasser in der Geschichte des Ortes", sagt der Sohn. "Und jetzt sagen sie, dieses Jahr sollte der Deich eigentlich kommen. Pah!" Er verschwindet im Zimmer nebenan, wo er gerade die Wand verputzt und Laminat verlegt, damit die Eltern vorübergehend hier einziehen und den Wohnwagen verlassen können.

Bärbel Neumann bleibt allein in der Küche zurück. Sie umklammert ihre Kaffeetasse und schweigt. Dann zündet sie sich eine Zigarette an, inhaliert tief und sagt: "In meinem Leben sind bisher zwei schlimme Dinge passiert. Das Erste war die Wende." 1990 schloss die staatliche Ölmühle in Wittenberge, in der sie als Sekretärin und ihr Mann als Lokführer arbeitete. Das Ehepaar fand nie wieder Arbeit. Zehn Jahre lang hangelten sie sich von Arbeitsbeschaffungsmaßnahme zu Umschulung zu Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Bis im Jahr 2000 die Hartz-IV-Reform kam.

Die Neumanns sollten von nun an Arbeitslosengeld II bekommen, gemeinsam weniger als 500 Euro. Bärbel Neumann war 60, ihr Mann 62. Beide gingen frühzeitig in Rente, um ein bisschen mehr zu haben.

An diesem Sonntag Ende Juni findet sie, "die Flut war noch schlimmer als die Wende". Wäre sie eine emotionale Frau, würden jetzt Tränen über ihr Gesicht fließen. Sie aber wischt sich nur schnell mit der Faust über die Augen und zündet sich noch eine Zigarette an, um erst einmal nichts mehr sagen zu müssen.

Ein paar Tage darauf liegen alle Möbel, Teppichreste und Laminatteile im Container, der Sohn stellt riesige Heizlüfter in alle Räume. Sie laufen Tag und Nacht. Im Wohnwagen hören die Neumanns das Brummen der Motoren.

Anfang Juli, die Versicherungsgesellschaft Munich Re veranschlagt den Schaden der Flut auf zwölf Milliarden Euro. In der "Süddeutschen Zeitung" sagt einer ihrer Experten: "Es ist gut möglich, dass es die teuerste Naturkatastrophe in der

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

deutschen Geschichte wird." Ende Juni kommt auch in Breese ein Gutachter der Versicherung vorbei. Erst wenn das Gutachten da ist, kann mit der Sanierung begonnen werden. Der Gutachter erklärt den Neumanns, es würden nur jene Sachen bezahlt, die wirklich vom Hochwasser zerstört wurden. Folgeschäden würden nicht übernommen. Der Kamin zum Beispiel, der zusammengebrochen ist, als das Wasser schon wieder draußen war - die Feuchtigkeit hatte den Lehm zersetzt - und den Bärbel Neumann im Winter so geliebt hat, werde nicht bezahlt. Und das Bad müsse auch nicht neu gemacht werden, findet der Gutachter. Sehe doch alles noch ganz gut aus.

Für die Neumanns geht es ans Eingemachte - an das Sterbegeld. Das haben sie zurückgelegt, um den Kindern nach dem Tod nicht zur Last zu fallen. Nun geben sie es für einige Folgeschäden aus, für einen neuen Kamin reicht es nicht.

Mitte Juli beginnen die Handwerker mit der Renovierung. Sie verlegen Estrich in allen Zimmern, gießen Beton darüber, verstärken die Wände. Gleichzeitig legt Werner Neumann seinen Garten neu an. Er zieht Kartoffeln, Bohnen und Zwiebeln. Alles gedeiht. Nur die Blumenzwiebeln verfaulen im Boden, für sie ist die Erde zu feucht.

Der Sohn hat nun die zwei winzigen Zimmer im ehemaligen Stall renoviert. Die alten Neumanns ziehen aus dem Wohnwagen aus. Das langbeinige Sofa, auf dem Bärbel Neumann jetzt schläft, hat als eines von zwei Möbelstücken die Flut überlebt. Das andere: die kleine Kommode, die in einer höher gelegenen Ecke stand. Es geht voran.

Bis im August eine Badfliese auseinanderbricht. Übler Gestank schlägt Bärbel Neumann im Bad entgegen, dessen Renovierung die Versicherung nicht bezahlen will. "Riecht wie Silo", sagt Frau Neumann. Die Handwerker zerschlagen die Fliesen, die Holzplatten darunter sind schwarz und verfault. Wenig später geht der Kirschbaum ein, der mitten im Garten stand. Er hat die feuchte Erde nicht vertragen. Es scheint, als würde die Flut nie aufhören.

Ende August rappelt sich Bärbel Neumann auf, sie fährt mit der Schwiegertochter in den nächsten Ort, um Möbel einzukaufen. Am liebsten möchte sie gebrauchte Schränke, Tische und Sofas, die so aussehen wie die Sachen, die sie in der

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Flut verloren hat. Aber im Zweite- Hand-Möbel-Geschäft gibt es nichts Passendes. Bärbel Neumann sagt nicht, dass sie lieber warten will auf alte Möbel. Also fährt die Schwiegertochter sie in ein modernes Möbelhaus. Gemeinsam kaufen sie Wohnzimmerschränke in Holz-Optik und Küchenschränke mit Edelstahlgriffen. Sie bestellen die Lieferung für Anfang November, dann sollte die Renovierung abgeschlossen sein.

"Ein paar Leute aus dem Ort sagen, ich hätte während des Hochwassers absichtlich die Haustür aufgemacht", erzählt Bärbel Neumann an einem Mittwoch in der zweiten Septemberwoche. Sie sitzt im alten Stall, ihre Stimme bricht ab. Draußen nieselt es. Sie holt Luft. "Sie sagen, ich hätte die Flut hereingelassen, damit die Versicherung die Renovierung des alten Hauses bezahlt und neue Möbel." Sie zündet sich eine Zigarette an, raucht, drückt den Stummel aus und sagt: "Am liebsten will ich alles haben wie früher!" Dann setzt sie Kaffee auf, geht hinaus in den Garten, um ihren Mann zu holen, der in Gummistiefeln und Regenmantel einen neuen Baum im Garten setzt.

Anfang November schließlich ist das alte Häuschen saniert, Laminat und Fliesen sind verlegt, die Wände tapeziert, die Möbel geliefert. Die Neumanns können umziehen. Es dauert ein paar Tage, bis die beiden sich das erste Mal in das neue Doppelbett legen. Auch an die neue Küche tastet sich Bärbel Neumann nur langsam heran. Im Dezember hat sie noch kein einziges Mal darin gekocht. Sie benutzt die alte Miniküche im ausgebauten Stall, wo der Schimmel in den Fugen wächst.

"Muss mich daran gewöhnen", sagt sie in ihrem neuen Wohnzimmer. Sie sitzt ganz vorn auf der Kante des neuen Sofas. "Aber vielleicht muss ich das ja auch gar nicht?" Bärbel Neumann erzählt, dass der Pegel der Elbe gerade wieder steige, dass er schon bei 2,40 Meter liege und fünf weitere Meter schnell ansteigen könne. Sie hält ihre Zigarettenschachtel hoch. "Ich geh eine rauchen." Draußen scheint die Sonne, es ist bitterkalt. Regenwolken sind nicht zu sehen.

Vor ein paar Tagen stand in der Zeitung, dass der Deich käme - 2017. "Wenn der da ist, mach ich mir keine Sorgen mehr", sagt sie. "Aber ich glaub ja nicht mehr

dran, dass der kommt." Sie zündet sich noch eine Zigarette an. "Die fliegen zum Mond, aber den Deich in Breese, den können sie nicht bauen."



## Reif für die Insel

*Prinzessinnen unter Palmen, echte Löwen und Alchimie: Die Pfaueninsel ist Berlins geheimnisvollster Ort. Der November ist der beste Monat, um einmal nachzuschauen, was dort wirklich los ist.*

Von Uta Keseling, Berliner Morgenpost, 17.11.2014

Ein totes Schwein. Hätte man sich denken können, dass es so anfängt. Man will in die Ferne, in die Natur, alles hinter sich lassen – und steht als erstes vor einem blutigen Wildschwein. Der borstige Tierkörper dampft in der kühlen Morgenluft. Zwei verschwitzte Jagdhunde halten Totenwache. Die Jäger stehen daneben. Zwei Stück haben sie erlegt in dieser Nacht. Eins wird noch gesucht. Das andere wird hungrig begutachtet. Köstliches Wildbret.

Sind wir denn unter Wilden? Man könnte es meinen. Das hatte ich mir gewünscht an diesem nieseligen Novembertag. Ab auf die Insel, eine Robinsonade! Am besten gleich die Südsee. Zu wilden Tieren und Menschen, die nach der Natur leben wie Robinson Crusoe. Der Autor Daniel Defoe brachte damals die ganze Welt auf die Idee: Da draußen gebe es noch viel spannendere Welten als unsere. Wir müssten sie nur entdecken. Also los.

Bisher habe ich solche Träume nur lesend gelebt. Es gibt ja viele Inselbücher, von Johann Gottfried Schnabels „Insel Felsenburg“ aus dem 18. Jahrhundert bis zur sprachverrückt-wütenden „Insel des zweiten Gesichts“ von Albert Vigoleis Thelen. Aber eine echte Flucht aus der Wirklichkeit? Aus Berlin? Mit der BVG? Über die Pfaueninsel hatte ich allerlei Seltsames gehört. Märcheninsel. Liebes-Eiland. Legenden von einem unheimlichen Alchimisten, dessen Geheimlabor mit einem großen Knall in die Luft flog. Und natürlich Geschichten von eitlen Pfauen und wilden Tieren. Angeblich gab es sogar Löwen und Kängurus. Klingt wie eine Erfindung. Da wollte ich hin.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

An welchem Punkt beginnt eine Flucht aus dem Alltag? Vielleicht in der U-Bahn. Am Morgen drängeln sich da Büromenschen und Schulkinder, alle vertieft in Gedanken, Handys, Bücher. Ein Satz aus einem Buch springt mich an. „Die schwere Tür der Telephonzelle schlug hinter Philipp zu.“ Bumm! Beim Umsteigen schieben mich die Eiligen die Treppen hinauf. Im Augenwinkel sehe ich Blutspuren am Boden. Ein Bettler hält mir einen Pappbecher hin. Lautsprecherdurchsagen auf dem Bahnsteig. Alle rennen. Oben pfeift nur der Wind. Der Zug hat acht Minuten Verspätung. Nein! Meine Insel! Das Schiff, es wird ohne mich fahren...

Mich rettet Herr Deitert, der Busfahrer. Er fährt Linie 218, einen Bus, der aussieht wie bei „Harry Potter“ entliehen. Der schreiend bunte Doppeldecker kommt direkt aus dem West-Berlin der 70er-Jahre. „Einmannwagen“ steht vorn auf der Bus-Schnauze. Der Fahrer schaut streng durch eine Lesebrille. Er wartet ganz offensichtlich – auf mich. Ich bin sein einziger Fahrgast.

Norbert Deitert lenkt seit 13 Jahren fast täglich die Linie 218 zum Fähranleger zur Pfaueninsel und zurück. Alle zwei Stunden schaukelt er den Oldtimer-Bus durch den dunklen Düppeler Forst. Im Sommer kommt er stündlich, dann ist der Bus meist rappellvoll. Er bringt und holt Inselgäste, Schulkinder, die wenigen Bewohner der Insel und deren Gäste. An der Endhaltstelle trifft er die Fährleute. Man tauscht Nachrichten von Insel und Stadt. Dann geht alles retour.

Auf der Fähre ins Paradies verliere ich einen Moment den Boden unter den Füßen. Eine Schifffahrt, und sei sie noch so kurz, löst den Mensch aus seinen Verhältnissen. Die fantastischsten Inseln haben deshalb niemals Brücken. Neben mir ploppt etwas aus der unruhigen Havel. Mini-Boote? Eine Schaar Blesshühner taucht prustend auf und hebt planschend ab. Als ich aufschaue, schimmert hinter den Bäumen der Insel das weiße Märchenschloss. Eine Einbildung? Die Fähre legt an, und plötzlich sieht die Pfaueninsel, das königlich-preußische Eiland, die berühmteste Insel Berlins und Unesco-Weltkulturerbe, ganz klein aus. Profan. Ein flaches gelbes Fachwerkhaus als Empfangsgebäude, ein paar Bäume und Büsche, ein Mini-Vorplatz. Und das tote Schwein.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Drumherum stehen jetzt Fährleute, Jäger, Gärtner und Maler, und sie fachsimpeln. Wie kamen die Schweine auf die Insel? Wo die doch rundherum mit einem Elektrozaun gesichert ist? Können Wildschweine überhaupt schwimmen? Jan Uhlig lächelt. Er ist Parkrevierleiter der Pfaueninsel, im Auftrag der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, zu der die Pfaueninsel gehört. Wenn man so will, ist er der Herr über das bedrohte Paradies, das noch ganz andere Feinde hat als Schweine. Die wurden nicht im Park dingfest gemacht, sondern im Sumpfgebiet am Nordwesten der Insel. Und ja, sagt Uhlig: Wildschweine können schwimmen. „Sogar erstaunlich gut.“

Der 44-Jährige arbeitet seit 2004 auf der Insel, wohnt aber nicht hier, im Gegensatz zu seinem Vorgänger. Insgesamt leben rund 20 Menschen auf der Insel. Viele sind bei der Stiftung beschäftigt. Uhlig jedoch wohnt in Potsdam. „Zum Glück“, er lacht. „Wenn man Kinder hat, ist man froh, nicht auf Fähren und Busse angewiesen zu sein.“ Da radelt er lieber jeden Tag 20 Minuten zu seinem Arbeitsplatz. Spätestens dann erfasst ihn der Zauber, der schon die ersten Besucher der Insel ergriffen haben muss. Bestanden von uralten Eichen, bewohnt von Kaninchen, war die Insel jahrhundertlang tatsächlich ein wildes Eiland. Viele der Eichen stehen noch heute. Sie sind ein wichtiger Teil des lebendigen Erbes, das Jan Uhlig betreut.

Wer mit ihm über die Insel läuft, lernt manches noch einmal neu. Sehen zum Beispiel. Nicht nur in den Rabatten und Rosengärten, wo die letzten Blüten dekorativ verwelken. „Bei uns wird schon der Frühling geplant.“ Zwiebeln liegen sortiert auf den Beeten. Für Uhlig ist der November der schönste Monat im Park. „Auch wenn mich manche für verrückt halten.“ Schön? Wenn alles verblüht, die Blätter fallen, die Luft nach Moder riecht? Uhlig deutet auf die herbstleuchtenden Bäume rundum, die alten Eichen, die wie Skulpturen aufragen. Im Herbst, sagt er, treten die Strukturen klarer zum Vorschein. Später wird sein Vorgänger Michael Seiler etwas ganz Ähnliches sagen. Er sehe im Herbst schon die Knospen des nächsten Frühlings. Das macht ihn froh. Seiler lebt seit 1979 mit seiner Familie auf der Insel. Lange war er Parkrevierleiter der Insel, zuletzt für die gesamten Parks der Stiftung zuständig. Er schwärmt vom kunstvoll gelenkten Blick im Park. „Das Auge schafft Perspektive, die

Bewegung macht sie lebendig“, zitiert er André Le Nôtre, den französischen Meister der Barockgärten.

Jan Uhlig will mir zeigen, was das bedeutet. Sobald man die Anlegestelle verlässt, geht es bergauf. Plötzlich schiebt sich das weiße Märchenschloss ins Bild. Moment, wo kommt das jetzt her? Die Wege, sagt Uhlig, seien so angelegt, dass sich die Ausblicke immer wieder ändern. Die Idee hatte der preußische Gartenkünstler Peter Joseph Lenné. Vieles von dem, was er sich ausdachte, wird erst jetzt wieder entdeckt und freigelegt.

Das Märchenschloss ist das Wahrzeichen der Insel. Eine filigrane Brücke verbindet zwei weiße Türmchen, wer hochschaut, guckt in den Himmel wie ein Träumer. Halbe Zinnen deuten eine Schlossruine an. Ruinen waren Mode in der Romantik, sagt Uhlig. Als Sinnbild des Vergänglichen. Vor allem aber als Darsteller bei einem Lieblingsspiel jener Zeit, das heute fast wieder modern klingt. Man stellte sich vor, an fernen Orten zu sein. Oder in anderen, besseren Zeiten. Und richtete sich seine Fantasiewelt ein. Das Schloss stellt von außen eine verfallene römische Landvilla vor. Innen ist das Motiv die Südsee.

Die Idee dazu hatte Wilhelmine Encke, die Geliebte des preußischen Königs Friedrich Wilhelm II. und dessen Beraterin lebenslang. Er war noch Kronprinz, sie eine 13-jährige Musikertochter, als die beiden sich verliebten. Gemeinsam setzten sie damals gern aus Potsdam auf die geheimnisvolle Insel über, die vom Neuen Garten gut zu sehen war. Hundert Jahre hatte das Eiland im Dornröschenschlaf gelegen, nachdem dort 1689 das Geheimlabor des Glasmachers und Alchimisten Johannes Kunckel abgebrannt war. Friedrich Wilhelm II. und Wilhelmine machten aus der verbotenen Insel ein romantisches Eiland.

Genau 220 Jahre ist es her, dass der König den offiziellen Auftrag dazu gab. Am 12. November 1793 wies er per Kabinettsorder an, dass auf der Insel keinerlei Holz mehr gefällt werden dürfe. Zunächst wurde das Schloss an der Westspitze der Insel gebaut, als Blickfang vom Neuen Garten. Von weitem scheint die Fassade aus dicken Steinquadern zu bestehen. Wer an die Wand anklopft, merkt: Sie ist aus Holz. Ein Spielzeugschloss für Freizeitvergnügen und als Rückzugsort. Das Turmzimmer erzählt am schönsten vom Fernweh jener Zeit, als die Südsee gerade entdeckt wurde. Es ist als

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Bambushütte gestaltet. Die Bilder des „Oteihitischen Kabinetts“ erinnern an Tahiti, das Samuel Wallis 1767 für Europa entdeckt hatte. Er hatte die Insel euphorisch mit Kythera verglichen, der Liebesinsel der Aphrodite.

Das Kabinett ist bis heute erhalten, aber das Schloss ist im Winter zu. So laufen wir weiter, vorbei an einem „Schweizerhaus“ im Südsee-Stil. Inzwischen ist Sonne herausgekommen. Weitere Inselbesucher haben sich eingefunden. Ein älteres Paar schaut gebannt in die Richtung, in die Uhlig jetzt weist. Über eineinhalb Kilometer fällt der Blick einmal fast über die ganze Insel. Die „Vedute“, so der Fachbegriff der Landschaftsgärtner für Aussicht, führt an Wäldchen und kleinen Hängebirken vorbei. Am Ende glitzert Wasser. Davor steht, im Goldenen Schnitt, ja, was eigentlich? Ein englisches Landhaus? Ein kleines Kloster? Das Gebäude mit den gotischen Fenstern, das ebenso kunstvoll unfertig aussieht wie das Schloss ist – eine Meierei.

Maika Schulz, die Schlossführerin, wird uns später die Räume zeigen. Hinter den gotischen Fenstern malnten vor 200 Jahren Kühe. Nebenan wurde gebuttert und Käse gemacht. Im „gotischen Festsaal“ darüber vergnügte sich die königliche Familie. „Der König kam mit seiner Familie gern selbst zum Melken“, werden wir lernen. Ein König beim Melken? Seit der Renaissance gehörte es beim europäischen Adel zum guten Ton, das einfache Leben selbst nachzuspielen. In Versailles wurde sogar ein ganzes Dorf im Ruinen-Stil nachgebaut. Während dort jedoch Schauspieler so taten, als seien sie Bauern, wurde die Meierei auf der Pfaueninsel tatsächlich betrieben. In historischen Bauern-Vitrinen sind noch die Formen für die Butter zu besichtigen. Mit Pfauen-Motiv natürlich.

Je tiefer man in den Park vordringt, desto bukolischer werden die Szenen. Schafe weiden vor Schilf und gekräuseltem Wasser. Zwei Ponys und Haflinger Olaf schieben weiche Nasen über den Zaun. Hinter den drei Äckern des Parks taucht ein römisches Patrizierhaus auf. Das „Kavaliershaus“ war ein Wanderdarsteller: Angeblich stand es um 1360 in Nürnberg, wurde 120 Jahre später in Danzig neu aufgebaut. 1804 ließ es der preußische König zur Pfaueninsel bringen. Baumeister Karl Friedrich Schinkel integrierte es in weitere Gebäude. Heute wohnen Insel-Mitarbeiter darin.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Auf weiten Wiesen und Feldern kann man sich gut die Prinzen und Prinzessinnen von einst auf Schaukeln denken, beim Picknick oder beim Kegeln. Oder auch auf der hölzernen „russischen Rutschbahn“, auf der sie in kleinen Wägelchen einen Hang hinabdonnerten. Damals war die Insel für die Öffentlichkeit gesperrt. Heute dürfen alle kommen – wenn auch unter Auflagen. Wer auf die Pfaueninsel kommt, muss aufs Rauchen verzichten, auf Hunde, Autos und den eigenen Grill. Die größte Gefahr sei ein Feuer, sagt Gärtner Uhlig und betrachtet sorgenvoll den Trockenrasen. Den wiederum bedrohen die Wildschweine. „Er braucht Jahre, um sich davon zu erholen.“ Auch die alten Eichen müssen geschützt werden. Vor Feuer und vor dem Ahorn, der sich schnell und gern ausbreitet und die Eichen verdrängt. Der Park auf der Insel ist eine Darstellung der Natur durch sich selbst. Uhligs Aufgabe ist es, ihr dabei zu helfen. Auch der Dschungel, den wir nun betreten, ist ohne ihn nicht denkbar.

Vögel zwitschern. Wasser plätschert. Eine kleine Brücke führt über einen Bach zu einer Dschungelhütte. Das „Borkenhäuschen“ war der Jagdsitz des Adels. Es ist mit Baumrinde verkleidet, hat unten Schießscharten. „Oben ist ein kleiner Teesalon“, sagt Jan Uhlig. Hinter dem Haus liegt ein Haufen Holz. Eine Biberburg aus frisch genagten Baumstämmen. Ist die jetzt echt oder nicht? Je länger man mit Uhlig durch die gestaltete Natur läuft, desto eher ist man bereit, alles für Erfindung zu halten. Sogar den Biber. Doch der ist echt.

Was aber ist mit den Kängurus, Lamas und Braunbären, die angeblich auch hier gelebt haben? Auch die gab es wirklich. Uhlig zieht einen alten Inselplan aus der Tasche: Alles voller Tiergehege. Königin Luise hatte Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Liebe zu Tieren entdeckt. Ihr Mann, Friedrich Wilhelm III., besuchte in Paris den „Jardin des Plantes“, der eigentlich eher ein Zoo war, und wünschte sich etwas Ähnliches. Gartendirektor Lenné plante die Insel neu. Zu Schloss und Rosengarten stellte er ein Palmenhaus mit exotischen Pflanzen (das später abbrannte). Der Osten blieb mit der Meierei ländlich. In der Mitte thronte eine echte Menagerie, bewohnt wurde sie von lebenden Geschenken: Der König von Schweden sandte Rentiere, es gab Fasane, Gehege für Lamas, Löwen und Affen. Dazu Vogelvolieren, eine Büffel- und eine Biberbucht. 1832 zählte der Zoo auf der Insel bereits mehr als 800 Tiere. Und

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

wurde von so vielen Besuchern gestürmt, dass der nächste König dem Spektakel ein Ende machte. 1842 wurden die Tiere nach Berlin gebracht, als Grundstock des Zoologischen Gartens, der zwei Jahre später eröffnete

Von all dem Getier sind heute nur noch die Pfauen übrig. Die hatte man einst im Schloss Sacrow angekauft und ihnen ein Gehege gebaut, das aussah wie ein Heuschober. Heute leben die meisten wild auf der Insel. In einer historischen Voliere werden weiße Pfauen gezüchtet, Perl- und flauschige Seidenhühner. Sehr exotisch wirkt das nicht. Jan Uhlig ist froh darüber. 2004, erinnert er sich, gab es in der Voliere noch Papageien. „Der Zoll hatte sie hier untergebracht, man wusste nicht, wohin mit ihnen.“ Die Exoten brachten seltsame Gewohnheiten mit. Ein Papagei piff den ganzen Tag „Pippi Langstrumpf“, der andere imitierte eine Alarmanlage. Inzwischen leben die schrägen Vögel woanders.

Die einzige Melodie, die man heute noch hört, ist das Glockenspiel Kirche auf Nikolskoe. Ein Ruf vom Festland – aus der Wirklichkeit. Am Fähranleger warten Herr Deitert und Bus 218. Schon in der U-Bahn kommt mir mein Ausflug vor wie ein Traum. Fast jedenfalls. Denn in meiner Jackentasche habe ich einen Beweis. Unten flauschig grau, oben grün-blau. Eine kleine Pfauenfeder, die besagt: Es gibt sie wirklich, die erfundene Insel. Und ich war da.

## Die verblühenden Gärten von Hoywoy

*Hoyerswerda ist eine Zumutung. Die Jungen sind weg. Die Alten sitzen in ihren Gärten. Was passiert, wenn sie sterben? Drei Wochen unter Kleingärtnern in einer Stadt, die in der DDR strahlende Zukunft war und heute unter ihrem Image leidet.*

Von Christoph Franz Dorner, Go Magazin der Zeitempiegel Reportageschule  
Günter Dahl, 26.09.2014

Makowski bog mit seinem blauen Nissan am Wasserturm rechts ab und preschte über eine betonierte Buckelpiste hinein in den Wald. Ich hinterher. Nach einem Kilometer erreichten wir die Bröthener Heide, die von Erlen, Espen und Birken eingerahmt ist und gleich neben der Bahnlinie nach Falkenberg liegt. Wir öffneten das Eisentor und gingen den Kiesweg hinunter. Ich erkannte den Garten bereits von weitem. Die wilde Hecke winkte mir zu.

Seit einem Jahr hatte niemand das Beet bestellt, den Rasen gemäht, die Äpfel und Brombeeren gepflückt, die orange-braune Markise vor der Laube ausgerollt, auf der Hollywoodschaukel gesessen. Garten 34 war ein Makel für die Bröthener Heide, 320 Quadratmeter Urwald eingerahmt von Kleingartenparadiesen. Ein Ort mit einer Würde, die nur Zeit schenken kann.

Als die DDR unterging war die Bröthener Heide eine Baustelle. Die Kleingartenanlage wurde gerade erst gebaut, und als sie fertig war, hatte die Hälfte der Pächter ihre Arbeit verloren oder rübergemacht. Seither hatte es in den 40 Gärten draußen im Wald geblüht: Als Steine auf das Asylbewerberheim flogen, und als die Lichter ausgingen, erst im Kombinat Schwarze Pumpe, dann in immer mehr Fenstern der Stadt.

In der Bröthener Heide war die Zeit ein Stück weit außer Kraft gesetzt und die Politik auch. Nur Garten 34 wies in die Zukunft. Er war Vorbote für das Ende. Er erinnerte die Nachbarin Elke daran, dass ihr nur noch wenige Sommer blieben.



Am Anfang war mir nicht klar, welche Geschichte ich erzählen würde. Nur den Ort, an dem sie spielen sollte, wusste ich: Hoyerswerda. Stadt, die in der DDR strahlende Zukunft gewesen war und nach der Wende mit jeder Minute Gegenwart mehr Vergangenheit geworden ist. Stadt der Braunkohle, der Plattenbauten und der Ausländerfeindlichkeit. Demontierte, schrumpfende Stadt. Stadt der Rechten, der Rentner und Kleingärtner.

Schrieben alle, sagten alle, dachten alle. Also dachte ich es auch. Bis ich dort war und herausfand, dass in den Kleingärten nicht nur Kartoffeln und Gurken wachsen, sondern auch Trost für die Einwohner einer Stadt, die man seit langem abgeschrieben hat.

Drei Wochen wollte ich mich in einem Schrebergarten einnisten, herumgärtnern und in einer Laube hausen, um einem ostdeutschen Schreber-Phänomen nachzuspüren, über das ich hundertfach im Netz gestolpert war. Gartenangebote, die nach leidlich getarnten Traueranzeigen klangen:

„Gut gepflegter Kleingarten mit Massivlaube und Terrasse. Geräteschuppen mitsamt Inventar. Strom-, Wasser-, und Brauchwasseranschluss vorhanden. Guter Obstbestand. Bohnen und Kartoffeln stehen gut.“ Beim letzten Satz stutzte ich: „All dies ist zu verschenken.“

Hatten uns all diese landlüsternen Magazine nicht weismachen wollen, dass Kleingärten wieder im Trend lägen? Mussten Familien in Berlin oder Leipzig nicht drei bis vier Jahre auf einen stadtnahen Garten warten und dann horrenden Ablösesummen für abgerockte Holzschuppen bezahlen? Und in den strukturschwachen Regionen im Osten gab es das alles, in tadellosem Zustand, für einen Appel und ein Ei? Hatten die Osis denn immer noch keinen Schimmer, wie freie Marktwirtschaft funktioniert?

Behämmertes Wessi-Vorurteil, logisch. Es war mal wieder ein knallhart demografisches Problem, mit dem sie in den strukturschwachen Gegenden im Osten zu kämpfen hatten, auf dem Wohnungsmarkt und nun in den Kleingärten: Leerstand.

Die DDR war eine Nation von Laubenpiepern gewesen. Noch heute ist jeder fünfte deutsche Kleingärtner ein Sachse. Doch wo die Gartendichte besonders hoch

war und Überalterung und Abwanderung seit Jahren die Bevölkerung aufzehren, musste die schönste Kleingartenwelt doch irgendwann in den Naturzustand zurückfallen, dachte ich.

Nicht die blumigsten oder gemüsigsten, nein, die verunkrautesten, überwuchertsten, insgesamt deprimierendsten Kleingärten wollte ich sehen, in Hoyerswerda, das seit der Wende jeden zweiten Einwohner verloren und über 8000 Wohnungen abgerissen hatte.

Der Mensch war hier dermaßen auf dem Rückzug, dass nachts bereits die Wölfe um die Kleingartenkolonien schlichen. Vor zwei Jahren hatten sie eine ganz Schafherde mit 21 Tieren gerissen – auf einer Wiese direkt neben der Bröthener Heide.

Bevor es losging, hatte ich mich schlau gemacht: Über 3700 Kleingärten gab es in Hoyerswerda noch. Entgegen der dramatisch gesunkenen Einwohnerzahl hatte sich die Anzahl der Gärten seit der Wende nur um etwa zehn Prozent verringert. Die Kleingärtner waren die Optimisten, die geblieben waren.

Auf meine Anfrage beim Verband in Hoyerswerda gab es genau eine Rückmeldung. Sie kam vom Vorsitzenden Makowski. „Eigentlich ist der Garten unzumutbar“, hatte er am Telefon gesagt und eine herausfordernde Kunstpause eingelegt. „Aber dann kommen Sie mal her.“

Bevor ich ankam hatten meine zukünftigen Nachbar das Chaos des Vorpächters beseitigt. Das Inventar der Laube bestand aus einem Klappbett, einer überdimensionierten, nussbraunen Schrankwand, einem Tisch, zwei scheusslichen grünen Sesseln, einer suspenden Kaffeemaschine, bulgarischem Kaffeeservice und einem Tischventilator, ohne den die Laube im Nu zur Sauna wurde.

Anfangs funktionierten Wasserpumpe und Boiler nicht. Nachbar Rudi, der Schweinezüchter, half, so dass nach zwei Tagen warmes Brauchwasser aus der Dusche kam, das braun schimmerte und metallisch roch. In der Küchenzeile fehlte eine Glühbirne, ich behalf mich mit einem schwach leuchtenden Weihnachtsbild von ausnehmender Hässlichkeit, das ich in einer Ecke der Laube fand.

Nach zwei Tagen gab der Kühlschrank den Geist auf. Er wurde prompt ersetzt, als ich einmal die Tür nicht abgeschlossen hatte. In den Neuen hatte jemand eine Flasche Wernesgrüner Bier gelegt. Im Holzschuppen, der mit einer billigen Stereoanlage und Säcken voller Altkleider zugestellt war, hing ein Wespennest, groß wie ein Fußball.

Die Wespen waren die eigentlichen Herrinnen der Laube. Sie hatten sich durch die Wände aus Pressholz gefressen und schossen aus dem Wandloch in das gekachelte Bad, weshalb ich es nicht wagte, beim Duschen die Augen zu schließen. Um 23:04 Uhr ratterte ein Güterzug vorbei, um 2:21 Uhr noch einer. Kurzum: Es war bestimmt kein Hotel, aber ich kam zurecht.

Ein Lehrerehepaar aus Hoyerswerda hatte den Garten 20 Jahre eisern bewirtschaftet, bis der Mann starb und der Frau der Weg in den Wald zu beschwerlich wurde. Danach versuchte eine Patchwork-Familie ihr Glück: Die Mutter und die vier Kinder waren den Nachbarn zu laut, der Vater, Matthias, bekam Probleme mit dem Herzen. Zurückblieben ein Laufrad und zwei Planschbecken hinter der Laube.

Es übernahm Reiner, ein Landschaftsgärtner. Anfangs hegten die Nachbarn große Hoffnungen in den arbeitslosen jungen Mann, doch der scherte sich zu wenig um die Gartenordnung und die Gemeinschaft, zahlte bald die Pacht nicht mehr und zog nach Chemnitz, um dort in einer Kneipe zu jobben. Garten 34 war zwar noch sein Besitz, aber nicht mehr sein Problem.

Seitdem sah Elke, 71 Jahre alt, mit wachsendem Kummer dem Unkraut im Nachbarsgarten beim Wuchern zu. Dass die Aussicht auf einen neuen Pächter nicht gerade rosig war, wusste sie. Reiner hatte den Garten bei Ebay inseriert, aber für eine Ablöse von 500 Euro würde ihn niemand übernehmen. Ganz hatte Elke die Hoffnung aber nie aufgegeben.

Also schob sie an einem Tag im Juni den Rasenmäher in den Nachbarsgarten, denn eine Hecke zwischen den zwei Parzellen gab es nicht, und mähte den Rasen. Juristisch gesehen ein Fall von Hausfriedensbruch, tatsächlich ein Sieg der Moral. Zwei Wochen später stand ich vor ihrer Tür, um mir Gartengerät auszuleihen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wie ein Kleingärtner fühlte ich mich nun nicht gerade, als ich begann, den Dschungel im Garten zu lichten. Eher wie ein Ungelernter von der Entrümpelungstruppe. Ich besorgte mir einen viel zu großen Arbeitsoverall und rupfte büschelweise meterhohe, von der Sonne verbrannte Gräser, Farne und Wildblumen aus dem Boden, deren Namen ich allesamt nicht kannte. Abends goss ich das übrig gebliebene Grünzeug, über das ich anderntags von Elke erfuhr, dass es auch wegkonnte. Im Grunde konnte alles weg.

Meine zwei linken Hände ohne grünen Daumen amüsierten die Nachbarn. Ich genoss Narrenfreiheit, eine Bewirtschaftung nach dem Bundeskleingartengesetz würde mir in drei Wochen eh nicht gelingen. Also simulierte ich einen Schrebergärtner, zeigte mich mit freiem Oberkörper wie die alten Herren in der Anlage, trank beim Frühschoppen mit und aß täglich einen Apfel vom Baum. Gurken und Zucchini bekam ich von Elke zugesteckt, der guten Seele der Bröthener Heide.

Elke zog 1974 aus Zwickau nach Hoyerswerda, wie so viele junge Menschen vor und nach ihr. Sie kamen in Busladungen, aus dem Erzgebirge und aus den thüringischen Tälern, aus anhaltischen Industriestädten, aus der Brandenburger Steppe und von den mecklenburgischen Seen. Der Teufel hatte sie gelockt, wie es ein sorbisches Sprichwort besagt. Denn der hatte in der Lausitz die Braunkohle vergraben, von der sie alle leben wollten.

Die Partei hatte einen Plan mit Hoywoy, so nannten die Menschen ihre Stadt. Seit Ende der fünfziger Jahre waren in der Neustadt Plattenbauten aus dem sandigen Boden geschossen. Die Wohnungen waren modern, hatten Fernheizung, Warmwasserversorgung, Einbauküchen. In den Wohnkomplexen wurde mit kurzen Wegen zu Kindergarten, Schule und Kaufhalle sozialistischer Alltag organisiert. Die Architekten jubelten: Diese Stadt wird goldrichtig. Sie wurde in vieler Hinsicht grundfalsch.

Denn Hoyerswerdas Zukunft wurde bedingungslos mit dem Braunkohlekombinat Schwarze Pumpe verknüpft, indem 16000 Menschen die Kohle aus den umliegenden Tagebauten zu Briketts, Stadtgas und Strom verarbeiteten.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Energie ist das Blut der Wirtschaft, sagen sie noch heute in der Lausitz, stolz und ein wenig trotzig, wenn Umweltschützer gegen den Klimakiller Braunkohle und die Umsiedlung ganzer Dörfer protestieren. Schwarze Pumpe war die schmutzige Herzkammer der DDR, Hoyerswerda ihr Vorhof.

„Schwarze Pumpe hat uns alle geschluckt“, sagte Elke abends bei einem Glas Bowle auf ihrer Terrasse. Die kleine Frau mit Brille und praktischer Kurzhaarfrisur war anders als viele Einwohner, denen man in der Stadt begegnen konnte, die Gesichter durch das Leben mit der Kohle hart und verschattet.

In ihrem Gesicht glühten die Herzensgüte einer Großmutter und der Behauptungswille eines Mädchens, das weiß, dass es im Leben wenig Wahl haben wird, aber seinen Stolz. Bis 75 wollte sie im Garten durchhalten, sagte Elke. Morgens und abends stieg sie in ihren Pool und schwamm ein paar Minuten im Kreis.

In Hoyerswerda hatten sie der gelernten Weberin eine Stelle als Verkäuferin im Centrum-Warenhaus versprochen. Stattdessen schickte man sie nach Schwarze Pumpe. Nachts reinigte sie die Kauen, die Wasch- und Umkleideräume. Keine schöne Arbeit, doch Elke beklagte sich nicht, denn sie war jung und glücklich. An Weihnachten stand sie mit ihrem Mann Jakob für grüne Apfelsinen aus Kuba in der Kaufhalle an. Elke flüsterte ihm ins Ohr: „Heute kenn' ich dich nicht.“ Am Ende gingen beide mit Apfelsinen aus der Kaufhalle.

Innerhalb von drei Jahrzehnten verzehnfachte sich die Einwohnerzahl von Hoyerswerda, von 7000 auf über 71000. Doch die jüngste und kinderreichste Stadt der DDR blieb zu lange eine Schlafstadt. Aus Reißbrett-Architektur allein entstand kein Lebensgefühl. Es gab kein Theater, kein Kino, kein Tanzlokal. Der Wohnungsbau hatte Vorrang.

Bereits am 9. August 1968 notierte die Schriftstellerin Brigitte Reimann, die in Schwarze Pumpe Kumpeln das Schreiben beibrachte, in ihr Tagebuch: „Vielleicht ist Hoyerswerda in zwanzig Jahren eine Geisterstadt wie die verlassenenen Goldgräbersiedlungen.“

Du stinkst nach Schwarze Pumpe, sagten sie in der Neustadt nach der Arbeit zueinander. Vielleicht kam daher die Sehnsucht nach anderer Luft und einem

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Fleckchen Grün. Warum sich die Kleingärten zum Massenphänomen entwickelten, konnte niemand ganz genau erklären. Brot und Spiele, sagte der Verbandsvorsitzende Klekar. Trostpflaster für die Massen, sagte Schatzmeister Reinhardt.

Ich traf sie in einem Büro im fünften Stock eines Plattenbaus im Norden der Stadt, in den Etagen darunter die Wohnungsgesellschaft, die seit über einem Jahrzehnt die Hochhäuser der Neustadt auseinanderlegt. Sie sieht von oben mittlerweile aus wie eine halb leer gegessene Schachtel Pralinen.

Die Großbetriebe unterstützten den Bau der Kleingartenanlagen, die sich bald wie ein grüner Gürtel um Hoyerswerda schmiegt. Sie gaben Kredite, verliehen Maschinen, stifteten Baracken, die zu Vereinsheimen wurden. Und schauten nicht so genau hin, wenn nach Feierabend Zement und Kalk verschwanden, um in ächzenden Trabis in die Anlagen gekarrt zu werden. „Aber das war kein Klauen, sondern eine Umverfügung“, sagte der Kleingartenvorsitzende Schulze mit gespielter Entrüstung, als ich ihn auf diese realsozialistischen Robin-Hood-Methoden ansprach.

Damals, beim Verbuddeln kilometerlanger Wasser- und Stromleitungen, beim mühsamen Mauern der Lauben, beim Anpflanzen, Ernten und Feste Feiern, bei all den Erinnerungen, die heute als blässliche Fotografien in den Vereinschroniken kleben, musste entstanden sein, was sie im Westen für einen staatsgelenkten Mythos hielten: Die Gemeinschaft im Kleingarten – unbezahlbar, unkaputtbar, unparteilich.

Ich blieb in der Bröthener Heide nicht lange ein Fremder. Die Gemeinschaft saugte mich an. Charlie, eine gealterte Spitzbübkin mit blonden Locken und nach innen geknickten Handgelenken, entdeckte mich, als sie abends mit Taschenlampe und Salzstreuer Nacktschnecken jagte. Auf den Schreck mussten wir bei ihr erst einmal fünf Kräuterschnaps trinken.

Ich saß bei Edeltraut, rot gefärbte Haare, Klimperschmuck, künstliche Fingernägel, die Zigaretten immer griffbereit. Sie konnte nach einer Hüftoperation kaum laufen und hatte ständig Familienbesuch, etwa den Enkel Paul, 21 und derzeit ohne Arbeit. Er erzählte, wie sie als Kinder früher zum Eingangstor der Anlage rannten, wenn der Eismann in seinem Wagen die Glocke läutete. Drei Jahre musste das her sein, seit der Eismann nicht mehr kam, hustete Edeltraut.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Dann gab es Marianne, früher eine stramme Genossin. Sie misstraute mir, dem Journalisten aus dem Westen, und zeigte das auch. Marianne knurrte mich an, ich solle ja nicht schreiben, wie schön es bei ihnen sei. Sonst kämen sie im Westen noch auf die Idee, ihnen ihre Lauben wegzunehmen. Dabei hatte sie nichts zu befürchten, die Lauben standen seit der Wiedervereinigung unter Bestandsschutz. Ein echter Standortvorteil gegenüber dem Westen.

Denn es waren schöne Lauben: Kurz vor der Wende hatte die Partei eine letzte Charme-Offensive in den Kleingärten gestartet und den Bau größerer Familienlauben genehmigt. In der Bröthener Heide stand der Typ Schowtschick-Mühle, der wie ein geschrumpftes, zweistöckiges Einfamilienhaus aussah. Brigitte besaß eine solche Mühle, und Frank, dem sie um ein Haar abgebrannt wäre. Er hatte Stroh in der Laube gelagert. Die Feuerwehr fand gerade noch rechtzeitig den verschlungenen Weg in den Wald.

Der Schweinezüchter Rudi, den ich ausschließlich in Arbeits- oder Badehose antraf, war ein praktischer Typ von grober Herzlichkeit. Als wir an einem Freitagabend bei Günter, einem pensionierten Feuerwehrmann, zum Grillen eingeladen waren, kamen wir aus Versehen auf Politik zu sprechen. Rudi hatte Hartz IV bekommen, nackig hatte er sich dafür machen müssen, bebte er. Hätte er etwas zu sagen in diesem Land, würden die oberen Zehntausend inklusive Frau Merkel enteignet und bekämen ein Jahr lang Hartz IV. Damit die mal sehen, wie das ist.

Später am Abend war die Stimmung ausgelassen. Es hatte Grillfleisch gegeben und geräucherten Fisch, den Günter am Morgen aus der Spree gezogen hatte. Es wurde ein bisschen geschimpft und viel gelacht, sogar „Sing, mei Sachse sing“ stimmte die Runde an, ehe Günter in den Keller der Laube tapste und mit einer angebrochenen Flasche Schnaps zurückkam. Um Mitternacht, als jenseits der Gleise die Techno-Bässe der Jugend loswummerten, gingen wir, die Alten, zu Bett.

Wir hatten an dem Abend auch über 1991 geredet. Über das Ereignis, wegen dem sie bis heute schief angeschaut wurden, wenn sie mit ihren Autos – Kennzeichen HY – zu den Kindern in den Westen fuhren.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

An fünf Tagen im September hatten Neonazis erst das Wohnheim für ausländische Vertragsarbeiter in der Albert-Schweitzer-Straße angegriffen, dann das Asylbewerberheim in der Thomas-Müntzer-Straße. Hunderte Anwohner standen dabei, gröhlten und feierten den braunen Mob in dumpfer Gemeinschaft. Die Staatsmacht kapitulierte und schaffte verstörte Menschen aus Vietnam, Rumänien, Mosambik und Ghana in Bussen aus der Stadt. Deutschland schämte sich, auch, weil Hoyerswerda überall war in jenen Tagen.

Die Kleingärtner aus der Bröthener Heide waren damals nicht dabei gewesen, sagten sie, erzählten bei Kerzenlicht aber von den Nebenschauplätzen der hässlichen Treibjagd: Von Schafen, die diese Menschen vorher auf Balkonen der Plattenbauten geschlachtet haben sollen. Von verummten Männern mit Baseballschlägern, die bei Autos mit Hoyerswerdaer Kennzeichen die Scheiben zerschlugen, um die Anwohner aufzuhetzen. Davon, dass Hoyerswerda seit jenen Tagen keine zweite Chance bekommen hatte: „Über andere Städte, in denen so was passiert ist, spricht heute keiner mehr“, sagte Rudi, „nur über Hoyerswerda.“

Indirekt erzählte die Runde auch von sich selbst, von der Überforderung mit bundesdeutschen Verhältnissen. Sie hatten das Kombinat Schwarze Pumpe nach 1990 auf einen Schlag überflüssig gemacht. Eine Brikettfabrik blieb übrig und das neue Kraftwerk, eine grauer Klotz mit ein paar hundert Arbeitsplätzen. Es war eine Energiewende zu Lasten von Hoyerswerda.

In vielen Kleingärten wurden die Hecken immer höher, jedes Jahr um ein paar Zentimeter. Manche versteckten sich vor der Welt, andere wurden immer mehr wie die Wessis, knurrte der Vorsitzende Schneider aus der Anlage Energiequelle: ohne Interesse an der Gemeinschaft. Die Jungen ohne Arbeit machten nachts Lärm, ließen die Gärten verlottern oder zogen als Gartennomaden umher.

Dabei galt, was schon für die DDR gegolten hatte: Es war nicht alles schlecht. In den Kleingärten lebten die Alten bei gutem Wetter von April bis Ende September wie die Wessis in ihren Fincas auf Mallorca. Die Illusion von bescheidenem Reichtum allein durch die Kraft der Gemeinschaft hatte über Jahrzehnte funktioniert. Nun wurde sie durch das Unkraut in den Nachbargärten langsam zerstört.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Im Jahr 2020 würden von den 3700 Kleingärten nur noch 1000 bewirtschaftet, hatte die TU Dresden in einem städtebaulichen Konzept für die Stadt vorhergesagt. Kein ganz unrealistisches Szenario, lag das Durchschnittsalter der Kleingärtner bei rund 63 Jahren, in einigen Anlagen weit über 70.

Im Wiesengrund klopfte der Vorsitzende Schulze bereits bei den ältesten Gartenfreunden an und fragte: „Wie willst du eigentlich deinen Abgang organisieren.“ Gab es keinen Erben oder Nachpächter, hatte der Verein wieder ein Problem mehr. Denn der Abriss einer Massivlaube kostete bis zu 5000 Euro, Geld, das kein Verein aufbringen konnte. Auch über eine Fusion ganzer Anlagen musste man irgendwann sprechen. Die Stadt, der Verband, die tapferen Vorsitzenden. Aber jetzt noch nicht. Sie alle wollten doch noch ein paar schöne Sommer erleben.

Auch für Elke hatte nach der Wende eine lange Zeit der Abschiede begonnen: von der Vorstellung, dass das Leben in einem anderen Land einfach so weitergehen würde wie bisher. Von der Tochter und der geliebten Enkelin, der Kleenen, die im Westen ihr Glück versuchten. Von ihrem Mann Jakob, der plötzlich an Nierenversagen starb. Zwölf Jahre war das nun her.

Zwischenzeitlich hatten sie in der Bröthener Heide richtig viel getrunken, erzählte Elke. Die Frauen jeden Tag eine Flasche Cognac, die Männer noch mehr. Zwei Frauen hatte der Alkohol zu Witwen gemacht. Aber sie schafften es, sich gegenseitig wieder aufzurichten. Die Gemeinschaft funktionierte. Brigitte kam zu Elke, wenn es gewitterte. Rudi kam und reparierte ihr Dach, als es hineinregnete.

Dennoch sah Elke geknickt aus, als wir vor meiner Abreise zusammensaßen. Ich hatte am Vortag den Rasen gemäht und die Hecke geschnitten. Garten 34 konnte sich sehen lassen, fand ich. „Ich weiß nicht, wie lange ich noch durchhalte“, sagte Elke mit belegter Stimme, „manchmal habe ich keine Kraft mehr. Am liebsten würde ich zu der Kleenen rübermachen.“ Die Enkelin wohnt bei Bonn, am anderen Ende von Deutschland.

Als ich ging, bemerkte ich, dass in meinem Garten rosa Gladiolen aufgeblüht waren. Ich hätte sie fast übersehen.

## Mörderisches Schweigen

*Der Prozess um das zu Tode misshandelte Mädchen Yagmur nähert sich dem Ende. Die Verhandlung öffnet den Blick in einen Abgrund aus Sprachlosigkeit und Gewalt*

Von Charlotte Parnack und Elke Spanner, DIE ZEIT, 04.09.2014

Worte haben Macht, heißt es, doch wenn sie ausbleiben, ist das auch Macht. Worte können verletzen. Wer keine Worte hat, schlägt zu.

Das Schweigen liegt schwer über diesem Prozess im Saal 237 des Landgerichts Hamburg. Die Angeklagten Melek Y. und Hüseyin Y. äußern sich nicht, mit keinem Wort, keiner Einlassung, nicht einmal durch Erklärungsformeln ihrer Anwälte.

Schweigen lag auch über dem Leben des Mädchens, das im vergangenen Jahr so brutal endete. Nach drei Jahren nur. Yagmur wurde auf unvorstellbare Weise gequält. Auf der Anklagebank sitzen nun ihre Eltern, aber angeklagt ist ein ganzes System: ein System, in dem geschwiegen wurde, wo man hätte reden müssen. In dem nicht gefragt wurde, nicht geantwortet, nicht nachgefragt.

Im Fall Yagmur fehlen die Worte. Mörderisches Schweigen umhüllt ihn.

Schon wieder ist in Hamburg ein Kind zu Tode misshandelt worden. Schon wieder haben alle Hilfen durch Ämter, Behörden und Gerichte versagt, die das Kind hätten schützen sollen. Schon wieder muss sich die Stadt schämen.

Zum Prozessauftritt am 11. Juni richten sich alle Kameras, alle Blicke auf Melek Y. Yagmurs Mutter, 27, ist eine kleine, fahrigere Frau. Sehr bleich. Ihre Bewegungen haben etwas Zuckendes. Ihre Augen versinken fast in den dunkel verschatteten Höhlen, vielleicht ist das der Grund, warum ihr Blick immer seltsam unbeteiligt wirkt in diesem Prozess. Vielleicht.

Der Staatsanwalt wirft der Frau Mord vor, Mord aus Feindschaft gegen das eigene Kind. »Aus Hass auf ihre Tochter, ohne jedes Mitgefühl« habe sie die

Dreijährige geschlagen, getreten, gekniffen, geschüttelt. Schließlich habe sie Yagmur grausam getötet. »Das Kind musste ständig mit neuen Angriffen rechnen«, zitiert der Staatsanwalt aus der Anklageschrift. Melek Y.s Blick bleibt unbeteiligt.

Hüseyin Y., Yagmurs 26-jährigem Vater, sei das Martyrium des Kleinkindes bekannt gewesen. »Er sah häufig Hämatome und Kratzer und wusste, dass diese Verletzungen durch die Mutter verursacht wurden«, lautet der Tatvorwurf. Trotzdem habe er das Kind nicht geschützt. »Er nahm den Armbruch wahr«, konstatiert der Staatsanwalt. Dann schildert er die Gewalt, die Yagmur ertragen musste. Irgendwann im Laufe der Anklageverlesung dringen nur noch Satzketten zum Zuhörer durch: »roh misshandelt«, »83 Verletzungen«, »Herzbasis«, »Bauchraum«, »Herzbeutel«, »Lungenflügel«, »gequetscht«, »getreten«, »entzündet«, »traumatisiert«, »lebensgefährlich«.

Ein Leberriß war es zuletzt, an dem Yagmur am 18. Dezember 2013 starb.

Hüseyin Y. wirft die Staatsanwaltschaft Körperverletzung mit Todesfolge durch Unterlassen vor. Doch Yagmurs Eltern schweigen. Auch fast alle Verwandten schweigen – sie machen von ihrem Auskunftsverweigerungsrecht Gebrauch. Mehrere Mitarbeiter des Jugendamts schweigen – sie sind selbst ins Fadenkreuz der Ermittlungen geraten und können deshalb die Aussage verweigern.

So muss das Gericht in vielen Wochen das Mosaik des Familienlebens durch Beobachtungen aus der Peripherie zusammensetzen: Freunde werden befragt, Polizisten, Sozialarbeiter, Ärzte. Auf diese Weise entsteht ein verheerendes Bild. Immer schwerer wird das Gewicht der Schuld, das auf der Mutter lastet. Immer schwerer ist es zu ertragen, wie die Amtspersonen auf die bohrenden Fragen reagieren: Haben Sie hingeschaut? Wollten Sie es wissen? Haben Sie die Sache weiterverfolgt? Warum nicht?

Warum bloß haben alle geschwiegen?

»Ich habe Yagmur vorsichtig geweckt, sie angesprochen. Was rausguckt hat aus der Decke, Hände, Füße, Kopf, war heil«, sagt eine Mitarbeiterin des Kinder- und Jugendnotdienstes, die nach Yagmur sehen sollte. Und das, was nicht rausguckt hat?

Das weiß die Frau nicht, sie hat ja das Licht nicht angeknipst, die Decke nicht zurückgeschlagen.

»Zur Vorladung kam nur der Vater. Die Mutter hab ich nie gesehen«, sagt ein Kriminalbeamter, der Yagmurs Eltern vernehmen sollte, nachdem erstmals schwere Verletzungen aufgefallen waren. Das ließ er einfach so auf sich beruhen, hakte nicht bei der Staatsanwaltschaft nach, trotz des bedrohlichen Zustands des Kindes: »Wir als Polizei akzeptieren schon, wenn Leute nicht kommen. Und die Staatsanwaltschaft wusste schon, was sie tut.«

Wusste sie das wirklich? »Die Mutter ist – obwohl sie zweimal vorgeladen worden ist – nicht bei der Polizei erschienen, um eine Aussage zu machen. Für die Staatsanwältin war damit klar, dass die Mutter nicht aussagen will«, teilt die Sprecherin der Staatsanwaltschaft mit.

Jeder tat nur so viel, wie er eben musste. Ein Unglück verkettete sich mit dem nächsten. Das Totschweigen war ein Muster in Yagmurs Leben.

Es ist der 9. Oktober 2010, als Yagmur geboren wird. Die Mutter, damals 24, verheimlicht die Schwangerschaft. Sie ist mit Hüseyin Y. noch nicht verheiratet. Und sie hat bereits einen Sohn von einem anderen Mann, er wächst bei ihren Eltern auf. Gleich nach der Geburt gibt sie Yagmur zu einer Pflegemutter. Zwei uneheliche Kinder in einer türkischen Familie – wie groß der innere Stress gewesen sein muss, zeigt sich schon daran, dass keiner der Freunde auch nur ahnte, dass Yagmur bei einer Pflegemutter lebte.

Ines M., die Pflegemutter, ist eine kräftige, blonde Frau. Sie weint schon, als sie das Gericht betritt. Zwei Jahre lang habe Yagmur bei ihr gelebt, erzählt sie, gelegentlich habe Melek Y. sie zu sich geholt. »Als Yagmur etwa ein Jahr alt war, kam sie häufig mit blauen Flecken nach Hause«, flüstert Frau M. Der Vorsitzende Richter bittet sie, lauter zu sprechen. Joachim Bültner ist ein großer Mann mit weißen Haaren und gerötetem Gesicht. Meist lächelt er, und wenn er die Zeugen anspricht, lässt er seine Sätze gern mit einem onkelhaften »ne?« enden. »Sind Ihnen weitere Veränderungen aufgefallen, ne?«, sagt er. »Einmal war ihr halber Kopf blau«, antwortet Ines M. Die Pflegemutter schluchzt. Die Mutter blickt unbeteiligt.

Im Januar 2013 geht es Yagmur immer schlechter. Ärzte stellen schwere Schädelverletzungen und einen Riss in der Bauchspeicheldrüse fest.

Damit die medizinischen Laien das nachvollziehen können, hat die Hamburger Gerichtsmedizinerin Dragana Seifert eine Puppe mitgebracht, der man Organe aus Plastik entnehmen kann. Eine Leber, ein Magen, ein Dick- und ein Dünndarm liegen schon auf dem Richtertisch, da weist Seifert auf die Bauchspeicheldrüse: »Sie liegt sehr geschützt im Körper«, sagt sie. Um dieses Organ zu verletzen, bedürfe es »sehr massiver Gewalt wie durch Tritte oder Schläge«. Auch Yagmurs Hirnverletzungen seien »definitiv durch massive, stumpfe Gewalteinwirkung entstanden«. Etwa dadurch, dass der Kopf des Kindes mit Wucht gegen eine Wand geschleudert wurde.

Im Februar erstatten Dragana Seifert und ihr Chef, der Rechtsmediziner Klaus Püschel, Anzeige wegen Verdachts auf Kindesmisshandlung. Das Jugendamt ist alarmiert, die Staatsanwaltschaft ermittelt. Und jetzt geschieht das Rätselhafte: Obwohl alle gewarnt sind, scheint keiner so recht mit dem anderen zu reden und keiner der Sache nachzugehen. Das macht aus dem Fall auch ein politisches Drama: Yagmur ist bereits das fünfte Kind, das seit 2004 in Hamburg zu Tode misshandelt wurde, obwohl die Behörden eingeschaltet waren. Durch die falsche Entscheidung einer ahnungslosen Richterin kommt sie im August 2013 zurück in die Hölle ihres Elternhauses.

Ein paar Monate später sehen Seifert und Püschel das Mädchen wieder. Jetzt ist es tot.

Wie plastisch darf ein Mordprozess die Grausamkeit der Wirklichkeit abbilden? Welche Bilder gehören in eine Hauptverhandlung – auf Großleinwand? Der Fall Yagmur ist nicht nur ein Fall von besonderer Gewalttätigkeit. Er ist auch besonders, weil alle Facetten jener Gewalttätigkeit vor dem Gericht und der Öffentlichkeit ausgebreitet werden. Doch zu welchem Zweck? Soll Stimmung gegen die Angeklagten gemacht werden? Zeigt sich der Staat nun, da es zu spät ist, von seiner harten Seite?

Das Mädchen auf der Leinwand bedient auf perfekte Weise das Kindchenschema. Yagmur war ein besonders süßes Kind. Das zeigt sich sogar noch

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

im Tode: Runde Stirn, kleine Nase und Brauen, in denen man die feinen Linien über Melek Y.s Augen wiedererkennt. An mehreren Stellen wurden Hämatome der Leiche überschminkt. Ein roter Punkt flitzt über das Foto. Mit einem Laserpointer beschreibt Chefarzt Klaus Püschel, wie er die Tote untersucht hat, von außen, von innen, in allen Details. Püschel ist ein nüchterner Mann, Superlative sind nicht seine Sache. Zu Yagmur sagt er: »Aus meiner rechtsmedizinischen Erfahrung in 40 Jahren ist das in Bezug auf die Art und Anzahl der Verletzungen ein extrem schwerer Fall.«

Was bewegt Menschen dazu, einem Kind so etwas anzutun?

In Deutschland wurden im vergangenen Jahr laut Kriminalstatistik 153 Kinder zu Tode misshandelt. Man muss sich das einmal vor Augen halten: Jede Woche sterben drei Kinder durch Gewalt oder Vernachlässigung. »Die Täter sind in aller Regel eben nicht der zwielichtige Fremde«, schreibt der Berliner Gerichtsmediziner Michael Tsokos in seinem Buch Deutschland misshandelt seine Kinder. Die Täter seien »fast immer die Mütter und Väter oder der neue Lebensgefährte eines Elternteils«. Viele von ihnen seien sehr jung. Sehr unreif, heillos überfordert.

Yagmurs Eltern waren jung, als ihre Tochter zur Welt kam, aber nicht zu jung. 24, das ist kein Alter, um verrückt zu werden, weil man ein Kind bekommt. Doch die Ehe lief bald schlecht, Melek Y. soll ihren Mann betrogen haben, er wollte die Scheidung. Die Beziehungen in der Familie waren von Unreife, Gedankenlosigkeit, Oberflächlichkeit geprägt, das kommt im Laufe der Verhandlung immer deutlicher ans Licht.

»Sie wollte feiern gehen, halt Party machen«, sagt Veronika D., eine Jugendfreundin von Melek Y. »Ich hatte das Gefühl, sie wollte mehr ihr Leben ausleben«, erinnert sich die frühere beste Freundin Denifa I.

Haben die beiden nachgefragt, wie Yagmur in dieses Leben passte? Haben sie gestutzt, als Melek Y. merkwürdig reglos von Yagmurs Hirnoperation erzählte, »als wäre es nicht so schlimm«? Haben sie die Mutter zur Rede gestellt, als Yagmur bei der Feier zu ihrem dritten Geburtstag aussah, »als ob sie blaue Flecke hätte«, die »überdeckt waren, sodass es nicht auffällt«?

»Haben Sie?«, fragt der Vorsitzende?

»Nein.«

Beide, Veronika und Denifa, haben keinen Job, sie arbeiteten in einer Spielhalle, bis sie schwanger wurden. Beide erzählen, wie alltäglich Gewalt in ihrer Clique war. »Damals in Bergedorf hatten alle Angst vor Melek. Weil jeder wusste, dass eine Schlägerei dann nicht weit ist«, sagt Denifa. »Ich habe mich auch öfter mit ihr geschlagen.« Mal sei es um Schminke gegangen, mal um Schuhe. »Ich kann mich noch an eine Situation erinnern, da hat sie auf mir gesessen und mir den Ellenbogen reingedrückt, und meine Mutter hat sie an den Haaren hochgezogen.« Der Richter beugt sich vor: »Und das alles in der Zeit, als Sie beste Freundinnen waren?«

»Ja.«

Es ist einer der zahlreichen Momente dieser Verhandlung, in denen klar wird, dass Yagmurs kurze Kindheit in einer Welt stattfand, deren Worte und Werte, deren Verheißungen und Wünsche praktisch nichts zu tun haben mit der Welt jener Amtspersonen, die diese Kindheit schützen sollten. Und ebenso wenig mit der Welt jener, die nun über sie zu Gericht sitzen. Zwei Welten, die einander so fremd sind, haben sich wenig zu sagen.

Dazu passt, wie stumm es in diesem Prozess zugeht. Es wird nicht gestritten, wenig geantwortet, wenig gefragt. Melek Y.s Verteidigerin ist Fachanwältin für Familienrecht mit den Schwerpunkten Scheidung und Sorgerecht, scheinbar wurde sie in diesen Mordprozess bestellt, weil sie eine entfernte Bekannte der Familie ist. Doch nun sitzt sie wie verloren da, meldet sich kaum, verteidigt kaum, tuschelt nur gelegentlich mit ihrer Mandantin.

Die sitzt immer aufrecht, das Gesicht stundenlang in die Hand gestützt. Ihren Mann würdigt sie keines Blickes, zwischen den beiden herrscht eisige Stille. Nur wenn Melek sich über eine Aussage empört, hebt sie den Kopf und flüstert aufgeregt. Auf ihrer Wange zeichnet sich dann der rote Handabdruck ab, als sei sie geohrfeigt worden.

Ganz anders Hüseyin Y. Der bullige Mann wirkt apathisch, das Gesicht verquollen. Er kann minutenlang den Tisch fixieren, bis es aussieht, als ob das Genick

starr würde. Dann sackt er in eine neue Position. »Ein Häufchen Elend«, so beschreibt ihn ein Polizist im Zeugenstand.

Was wusste Hüseyin Y.?

Sein Anwalt Carsten Kerschies ist der Einzige, der nachhakt. Seine Strategie ist offensichtlich: Kerschies will beweisen, dass Hüseyin Y. zwar klar war, dass Yagmur geschlagen wurde – aber nicht, wie schwer ihre Verletzungen waren und dass sie in Lebensgefahr schwebte. Ersteres wäre ohnehin kaum zu leugnen. Die Staatsanwaltschaft stützt ihre Anklage auf einen WhatsApp-Austausch zwischen den Eheleuten. »Ich versuche, Yagmur zu schützen«, hat Hüseyin Y. seiner Frau geschrieben und dass sie sich in psychologische Behandlung begeben solle. Sie erwiderte: »Sag denen nicht, dass ich mein Kind schlage.« Auch ein Freund des Vaters sagt aus, Hüseyin habe ihm erzählt, dass Melek die gemeinsame Tochter »hasst und schlägt«.

In die Verteidigungslinie von Rechtsanwalt Kerschies fügt es sich deshalb gut, dass vor Gericht zwei Filme von Yagmur gezeigt werden, die auf dem Handy der Mutter gefunden wurden. »Da sieht man, dass sie sich kurz vor ihrem Tod noch normal bewegt hat«, sagt er.

An einem Prozesstag Anfang Juli ist Yagmur plötzlich wieder da. An die Wand hinter der Mutter wird ein Film projiziert. Melek Y. dreht sich nicht um. Sie sieht nicht das kleine Mädchen mit Zöpfen, ganz in Rosa, eine Puppe im Arm. Ihr Kind. Sie sieht nicht, wie Yagmur tanzt. Sie sieht nicht, wie sie auf eine Fontäne zuläuft. Sie hört nur die Stimmen. Und jetzt weint sie.

Da bricht Yagmurs Vater sein Schweigen. »Du hast sie umgebracht! Warum weinst du?«, brüllt er seine Frau an. Die fährt zusammen. »Du mit deinen Drohungen!«, zischt sie zurück. »Jetzt zeigst du dein wahres Gesicht.«

»Sen hele bekle«, brüllt er. »Wart's nur ab.«



## Die Angst des Buchhalters von Auschwitz

*Oskar Gröning war als SS-Mann im KZ. Er sammelte das Geld der Juden ein. Jetzt wird gegen ihn ermittelt. Eine Begegnung.*

Von Thorsten Fuchs, Hannoversche Allgemeine Zeitung, 9.12.2014

Der Mann, der den Juden in Auschwitz das Geld abnahm, kommt gerade vom Kaffeetrinken im Nachbarort. Bekannte bringen ihn zurück. Langsam rollt der rote Kleinwagen über die dünne Schneeschicht die Auffahrt hinauf, bis vor das Haus. Die Beifahrertür geht auf. Oskar Gröning sammelt seine Kräfte, versucht, sich aus dem tiefen Sitz zu erheben. Es gelingt ihm nicht.

Seine Bekannten, selbst ein älteres Paar, eilen zu ihm, „Oskar, warte“, helfen ihm gemeinsam auf, stützen ihn auf den wenigen Metern bis zur Tür. Gröning sucht in der Hosentasche nach dem Schlüssel, langsam tastend führt er die Hand zum Schloss.

Ob man ihn sprechen darf? Wegen dem, was in Auschwitz war?

Gröning antwortet nicht. Er tastet nach dem Schlüsselloch. Es ist nicht klar, ob er die Frage nicht gehört hat. Oder ob er überlegt.

„Kommen Sie“, sagt er schließlich.

Es ist ein unangekündigter, wahrscheinlich auch ein unerwünschter Besuch. Am Tag zuvor, am Telefon, hatte er gesagt, dass er nicht mehr sprechen möchte. Dass er doch alles gesagt habe. Als Zeuge in den Prozessen gegen ehemalige Kameraden, „als Zeuge!“, das betont er, oder in Interviews, die er vor knapp zehn Jahren gab. Er hat erzählt, wie es war, an der Rampe in Auschwitz das Geld derer einzusammeln, die meist gleich danach in die Gaskammern geführt wurden. „Ich habe da nie irgendein Geheimnis gemacht“, sagt er.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Oskar Gröning ist 92 Jahre alt. Er hat geredet. Man konnte es wissen. Es soll nun gut sein.

Aber es gibt Neuigkeiten. Die Justiz ermittelt wieder. Gegen insgesamt 30 Männer, die in Auschwitz eingesetzt waren. Drei von ihnen leben in Niedersachsen.

Draußen fällt immer dichter der Schnee, er hüllt die Gärten dieser ordentlichen Einfamilienhaussiedlung in der Lüneburger Heide in Weiß. Gröning sitzt in seinem Sessel neben dem Kamin, ein Glas Apfelschorle vor sich.

„Ja, die wollen tatsächlich noch ein paar fangen“, sagt er. Er hat es gelesen.

Er, Gröning, ist einer dieser drei. Die Ludwigsburger Zentralstelle zur Aufklärung von NS-Verbrechen hat alles über ihn zusammengetragen, jetzt liegt seine Akte bei der Staatsanwaltschaft Hannover. Die muss nun entscheiden. Anklage oder nicht. Möglich, dass es einen Prozess gibt gegen Oskar Gröning. Einen Auschwitz-Prozess, 68 Jahre nach Ende des Krieges.

Er sei ein wenig „klapprig“ geworden, sagt Gröning über sich. Körperlich. Neben dem Sessel steht sein Rollator. Aber er fährt sogar noch Auto, er lebt seit dem Tod seiner Frau allein. Im Gespräch ist er präsent, schlagfertig, eloquent. Er weiß, dass er reden kann. Mag sein, dass er anfangs nicht reden wollte. Aber er redet gern.

„Fragen Sie!“, sagt er. Wenn er mit einer Antwort fertig ist, sagt er: „So, weiter!“ Es klingt bestimmend und ängstlich zugleich. Als dürfe das Erzählen niemals enden.

Oskar Gröning war zwei Jahre lang als SS-Unterscharführer in Auschwitz, vom 28. September 1942 bis zum 17. Oktober 1944, Abteilung „Gefangenen-Eigentums-Verwaltung“, so hieß das. Wer nach Auschwitz kam, musste bei ihm seine Devisen abliefern. Gröning packte das Geld in eine Kiste, verbuchte alles, und während die Männer, Frauen und Kinder ihrem Tod entgegengeführt wurden, bewachte er ihre Koffer, damit sie nicht geplündert wurden. Das war seine Aufgabe.

„Ich fühle mich nicht schuldig, ich habe hier nie jemandem auch nur eine Ohrfeige verpasst“, sagt er. Seine Geschichte handelt davon, wie ein Mann nach Vergebung sucht und sie niemals findet. Und sie handelt von einer Justiz, die Männer

wie ihn jahrzehntelang unbehelligt ließ – und die jetzt, in einem verzweifelten letzten Versuch, das nachzuholen versucht, was sie so lange versäumte.

Gröning hat seine Geschichte tatsächlich längst erzählt, sie ist kein Geheimnis. Sie beginnt in Nienburg, wo er als Sohn eines stramm nationalistischen Textilarbeiters aufwächst. Die Mutter stirbt früh, der Vater nimmt ihn mit zur Jugendorganisation des „Stahlhelm“. Sein Großvater fasziniert ihn, das Foto von ihm in der Uniform des Regiments Herzog von Braunschweig.

„Ich wollte zur Elite gehören“, sagt Gröning. Er war, daran gibt es keinen Zweifel, ein durch und durch überzeugter Nationalsozialist.

Gröning macht eine Banklehre. 1941 meldet er sich freiwillig zur SS. Und wenn er bald nach seiner Ankunft in Auschwitz wieder weg will, dann liegt das nicht am Holocaust, nicht an den Gaskammern, nicht an dem hunderttausendfachen Mord. Es liegt an dem, was er als Exzess empfindet, als Barbarei. Einmal, kurz nach seinem Dienstbeginn in Auschwitz, sieht er während seines Dienstes an der Rampe ein Baby. Es liegt dort, schreiend, in Lumpen, von der Mutter offenbar dort abgelegt. Ein SS-Mann nimmt das Kind, packt es an den Füßen und schlägt es gegen die Eisenstrebe eines Lkw, bis es tot ist.

Die Bilder, erzählt Gröning, verfolgten ihn bis in den Schlaf. Was ihn nicht verfolgt, was er für normal hält, für unvermeidlich, sind die Schreie der Menschen aus den Gaskammern. Einmal gerät er bei der Suche nach geflohenen Häftlingen an eine Baracke. Er sieht, wie ein SS-Mann Zyklon B in einen Stutzen füllt. Von drinnen hört er Schreie, die lauter werden – bis sie nach einer Minute plötzlich verstummen.

Wieso ihn der konkrete Tod eines Kindes so entsetzt, der tausendfache Tod der anderen Kinder und Erwachsenen in den Gaskammern aber nicht?

„Für mich“, sagt Gröning, „war das nichts anderes, als was an der Front geschah. Was in Auschwitz geschah, hielt ich für richtig. So ist mir das seit dem zehnten Lebensjahr eingetrichtert worden.“

Nur die Auswüchse sind ihm zu viel. Dreimal, so schildert er es, habe er einen Versetzungsantrag gestellt. Zuletzt, als sich die deutsche Niederlage abzeichnet, ahnt Gröning, dass die Beschäftigung in Auschwitz ihn belasten würde.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

„Ich habe mir gedacht, dass das Folgen haben wird. Nicht nur für die Führungskräfte, auch für die anderen.“ Für Männer niederen Ranges wie ihn.

Ende 1944 kommt Gröning an die Front in den Ardennen. Er wird verwundet und gerät im Juni 1945 in britische Gefangenschaft. Da ist der Krieg für ihn vorbei.

Grönings Regal ist voller Bücher. „Chronik der Menschheit“, der Band steht ganz außen. Zur vollen und zur halben Stunde schlägt eine Uhr. Es ist längst dunkel draußen.

„Die SS war eine verbrecherische Organisation. Das ist klar. Aber damals habe ich gedacht, Deutschland zu dienen.“

Gröning hat zwei Söhne. Der ältere ist während des Krieges geboren. Ob ihn die Bilder der ermordeten Kinder belasteten? Es wird nicht ganz klar. Gröning sagt Sätze, die sehr lapidar klingen. „Das ist eine unschöne Erinnerung.“ Solche Sätze. Aber er sagt auch: „Ich habe nie wirklich innere Ruhe gefunden.“ Etwas begleitet ihn, bis heute. Schuld will Gröning es nicht nennen.

Bald nach dem Krieg kehrt er nach Deutschland zurück. Er wird Personalleiter bei einer Firma mit 1200 Mitarbeitern. Zu Hause, in der Familie, gibt es keine Fragen zu Auschwitz. Aber zumindest im Nachhinein wirkt es nicht, als wolle er schweigen. Dreimal sagt er als Zeuge in Prozessen aus. Erklärt, was in Auschwitz wie ablief. Was man wusste. Einmal, erinnert sich Gröning, habe ihn in den siebziger Jahren auch ein Staatsanwalt der Ludwigsburger Zentralstelle befragt. Eine Anklage gab es nie.

Einmal zumindest wird Gröning sogar gewissermaßen selbst zum Ankläger. Gröning ist Briefmarkensammler. In den achtziger Jahren gibt ihm ein anderes Mitglied aus seinem Klub eine Broschüre über die „Auschwitz-Lüge“. Lies mal, sagt er. Alles erfunden.

„Ich war dabei, es ist alles wahr“, entgegnet Gröning und versieht den Text mit eigenen Anmerkungen. „Ich habe ein paar ironische Kommentare dazugeschrieben.“ Die Kommentare finden den Weg in ein Neonazi-Magazin. Gröning erhält empörte Briefe, Anrufe.

Er hat diese Geschichte mehrmals erzählt. Sie entlastet ihn. Aber selbst wenn er tatsächlich in Auschwitz niemanden getötet hat, wenn er wirklich allein das Geld genommen und gezahlt hat – ist nicht jeder Schuld, der mithalf, dass die Vernichtungsmaschine Auschwitz funktionierte?

„Wo will man dann aufhören? Müsste man dann nicht auch die Lokführer anklagen, die Züge nach Auschwitz gefahren haben? Die Männer im Stellwerk?“

Gröning sagt, er sei nie wieder in Auschwitz gewesen. Aus Scham. „Ich war kein Täter. Aber ich habe Angst, dass nun eine Mittäterschaft konstruiert wird.“ Und vielleicht ist es auch nur die Angst, dass nun all die Fragen neu gestellt werden, von denen er dachte, er hätte sie endgültig beantwortet. Fragen, die die Ruhe stören.

Beim Abschied geht Gröning die letzten Schritte nicht mit. Es ist kein guter Tag für seine Beine. Man möge die Tür hinter sich zuziehen, bittet er. Draußen hat es weiter geschneit. Wo vorhin noch die Spuren der Ankommenden waren, ist längst schon nur noch eine glatte weiße Fläche.

## Ihr Block

*Der Song war ein Hit, es ging um Koks, Sex, Gewalt, und er machte Sido über Nacht berühmt- „Mein Block“: Zehn Jahre ist das jetzt her. Seither leben und hadern sie im Märkischen Viertel mit einem Mythos.*

Von Lucas Vogelsang, Der Tagesspiegel (Samstagsbeilage Mehr Berlin),  
05.04.2014

***STEIG EIN! STEIG EIN!***

***ICH WILL DIR WAS ZEIGEN.***

***DEN PLATZ, AN DEM SICH***

***MEINE LEUTE RUMTREIBEN.***

***Sido, Mein Block***

Der Blick von ganz oben geht über die Dächer der Hochhäuser, Wolkengondeln, in die Unendlichkeit. Weites Land. Sattes Grün. Zwischen den Häusern, unter den Blättern der Platanen, entsteht gerade ein Garten, in dem die Leute aus der Nachbarschaft bald ihr eigenes Stück Land bestellen, ihr eigenes Gemüse pflanzen können.

An eine der Wände haben ein paar Jugendliche eine Postkartenidylle gemalt. Betonromantik. Bald blühen die Zierkirschen. Über dem See kreist ein Fischreiherpärchen. Die Menschen, die an diesem Vormittag mit ihren Hunden spazieren gehen, grüßen sich freundlich. Murat Drayef steht im 14. Stock auf dem Außenbalkon des Senftenberger Rings 66, schaut auf seinen Block und fragt: "Sieht so ein Ghetto aus?"

***FRAU GRABOWSKY: Der Sido, der ist ein Knallkopp.***

*AYHAN K.: Sido war eine Null, den kannte hier keiner, ich habe nie zuvor von ihm gehört. Er war ein Niemand.*

*ISABELLE: Irgendwann war Sido einfach verschwunden.*

Geblieden ist ein Video. Der Blick von ganz unten. Es ist eng, kaputt zwischen den Häuserschluchten. An der Kreuzung droht der Typ mit dem Schlagring, hinten wartet einer, den Pitbull an der Leine. Sie werden sich später noch ein paar Frauen aus der Nachbarschaft bestellen. Die Häuser, das ist ihr Land. An den Wänden klebt das Rot der Spraydosen. Graffiti. Reviermarkierungen. Im 12. Stock werden Blüten vertickt. Man kann Drogen kaufen, Sex. Alleine sterben. An der Tristesse zugrunde gehen. In Anonymität verwesen. Der Rapper Sido steht in diesem Video vor dem Eingang des Senftenberger Rings 66, seinen Block im Rücken und zeigt die Hartschalenpose des Gangsters. "Hier platzen Träume", bellt er. Sein Märkisches Viertel, er nennt es Ghetto.

Murat Drayef und Sido, zwei Kinder dieses Viertels. Zwei Wahrheiten?

## ***STEIG EIN!***

Zehn Jahre ist es jetzt her, dass Sido sein Viertel in die Charts brachte. Am 4. April 2004 kam der Song "Mein Block" in die deutschen Plattenläden. Es war ein virtueller Gang durch die Stockwerke seines Hochhauses. Von Tür zu Tür. "Und davon sing ich dir ein Lied, du kannst es kaufen", heißt es, "Wie die Sekten-Fans aus dem neunten, die immer drauf sind / Genauso wie der Junkie aus'm vierten / Der zum Frühstück erst mal zehn Bier trinkt / Dann geht er hoch in den siebten zum Ticker / Er bezahlt für zehn Teile, doch statt Gras kriegt er 'nen Ficker / Damals war der Drogenstock noch der zehnte / Der ausm siebten ist der, der überlebte."

Es geht um Koks, Sex und Gewalt. Reimschema: ACAB. Kleinkriminellenrap, nannte Sido das. "Schlachtgesänge direkt aus dem Bauch der Hauptstadt", schrieb die Wochenzeitung "Die Zeit". Proll-Poeme. Gestrickt aus den Anekdoten, die sie sich dort erzählen, die vielleicht sogar genauso passiert waren. Alltagsirrsinn hinter 90 000 Fenstern.

Im ersten Stock der Ex-Knacki, im zweiten die Nutte, der Fetischist im fünften und im sechsten er selbst: Paul Würdig, damals 23 Jahre alt, Hauptschulabschluss mit

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Notendurchschnitt 4,7, Überzeugungskiffer, der sein Gesicht, die rotgerauchten Augen hinter einer silbernen Totenkopfmaske verbarg. Sido, das bedeutete erst "Scheiße in dein Ohr" und dann, als es eine bessere Pointe brauchte, Superintelligentes Drogenopfer.

Das Video, gedreht an seinem Block, Senftenberger Ring 66, auf dem Balkon im 14. Stock, auf dem Spielplatz vor der Tür, mit der Hand im Schritt, den Joint im Großmaul, lief fast stündlich auf Viva und MTV. Heavy Rotation. Weil es eben auch das Kriminaltheater für die Vorurteile der deutschen Mittelschicht war; die sich in allem bestätigt fühlen durfte, weil da einer im geklauten BMW durch sein Viertel fuhr. Für die Akademikerkinder, die er mitnahm auf diesen Egotrip durch seine Welt. Ein Fremdenführer in Baggy Pants. Mit dickem Anorak, die Kapuze über den Kopf gezogen. Brachialplakative Gangsterpose.

Ein Hit. Sido wurde damit quasi über Nacht berühmt. "Mein Block" war das Zeichen, dass die Ghettokinder etwas zu sagen hatten. Sie machten sich jetzt mit einer anderen, fieseren Sprache den Rap zu eigen, der bis dahin in Deutschland den Spaß- und Gutmenschrappern in Stuttgart und Hamburg gehört hatte. Als hätte man für Punchlines Abitur gebraucht. Samy Deluxe oder die Beginner um Jan Delay. Afrob oder der Freundeskreis um Max Herre. Wortakrobaten, ihre Reime eher Spielzeug als Waffe. Berlin war Hip-Hop-Entwicklungsland gewesen, nun begann es, seine eigene Kaputtheit zu feiern. So wurde das Märkische Viertel, abgekürzt "MV", zum Ort, der Gangster gebiert.

Bis heute ist dieses Video der Imagefilm, den dieses Viertel nicht gebraucht hat.

*ISABELLE: Ich spreche fünf Sprachen. Ich habe ein englisches Abitur gemacht und studiere Islamwissenschaften. Wenn ich erzähle, dass ich aus'm MV komme, dann sind immer alle erstaunt und glauben es nicht. Es gibt aber auch Leute, die hassen mich dafür.*

*AYHAN K.: Sido hat das MV als einen Puff dargestellt. Als Nuttenloch. Ich habe mich von diesem Song persönlich beleidigt gefühlt. Er wusste nichts von dem, wie es wirklich ablief.*



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

*FRAU GRABOWSKY: Unser Märkisches Viertel ist ein Idyll. Ruhige Ecke. Hören Sie was?*

*HERR GRABOWSKY: Wir haben hier Luftverhältnisse wie auf Sylt.*

*MURAT DRAYEF: Dieser Ort hat ganz viel Seele. Mein Herz hängt am MV.*

Zwei Buchstaben. MV. Das Märkische Viertel am nördlichen Rand Berlins. 1960 sollen hier bereits 12 000 Menschen gelebt haben. In Bretterbuden. Mit Sickergruben. Fäkalien, so hieß es damals, bis in die Küche, vor den Herd. Grüne Slums. Bis die Ansammlung der Holzhütten, der Buden und Schuppen zum Notstandsgebiet erklärt wurde und Berlins damaliger Bürgermeister Willy Brandt den Bau einer Satellitenstadt anordnete. Brandt also, der Farbfernsehkanzler, war es, der die Farblosigkeit an den Berliner Horizont malen ließ. Die Bauarbeiten dauerten von 1963 bis 1974. Vor 50 Jahren, 1964 bereits, zogen die ersten Mieter in die neuen Wohnraum, in die Hochhäuser am Stadtrand.

Sido hat sich MV auf den Handrücken zwischen Daumen und Zeigefinger tätowieren lassen. Zwei Buchstaben, die Reaktionen provozieren. Sagt einer, er komme von dort, vom Block, dann hat er es mit Vorstellungen zu tun, zu denen Sidos Video die Bilder geliefert hat, mit einer wackligen Handkamera gedreht. Bilder aus Sido-Land: Stadtrandschande, Gangsterhausen, Kaputtistan.

Heute leben hier 40 000 Menschen in 16 000 Wohnungen auf gerade einmal 385 Hektar. Das sind die Zahlen, die helfen sollen, diesen Ort besser zu verstehen. Urbanität durch Dichte. Gestapelte Biografien. Aber Sidos Song hat etwas angestellt. Er hat die Häuser größer gemacht, als sie schon waren.

***STEIG EIN!***

***ICH WILL DIR WAS ZEIGEN.***

*HERR GRABOWSKY: Wenn wir aus der Stadt zurückkommen und unsere Hochhäuser sehen, sind wir froh, dass wir wieder zu Hause sind.*

*FRAU GRABOWSKY: Unsere Kinder sind hier groß geworden. Es ist ein Heimatgefühl.*

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

*AYHAN K.: Man kennt jeden Stein, jeden Eingang. wenn ich hier vor der Polizei weggerannt bin, hatten die keine Chance, mich zu finden. Man kennt die Ältesten und die Jüngsten. Das hier ist Familie.*

*ISABELLE: Ich habe nie woanders gelebt, das ist mein Zuhause. Es ist eklig, aber trotzdem kommt man nicht raus.*

*MURAT DRAYEF: Nicht weit von hier gibt es eine Straße, die führt in den Block hinein, das ist die Straße meines Lebens. Mein Lebensweg. Was ich für Entscheidungen auf dieser Straße getroffen habe. Was wir dort erlebt haben. Da kannst du einen Film drehen, fängst vorne an und kannst mir beim Wachsen zusehen, vom Jungen bis zum Mann.*

Murat Drayef läuft. Jeden Tag. Er, 42 Jahre alt, ist Straßen- und Sozialarbeiter. Will man an einem Ort wie dem Märkischen Viertel als Fremder nicht untergehen, braucht man einen wie ihn. Einen, der weiß, welche Gesetze hier gelten. Er spricht die Sprache des MV.

Er ist 1978 hierhergezogen. Die Mutter Türkin, der Vater Tunesier. Er aber: ganz blond, ganz deutsch auch. Drayef hat jahrelang als Elektriker gearbeitet, in der Gastronomie, als Fahrer für die Charité. Erst seit drei Jahren ist er Streetworker. Spät berufen. Auch, weil er irgendwann das Gefühl hatte, dem Viertel auf diese Art etwas zurückgeben zu können. Er dreht seine Runden, bewegt sich zwischen den Häusern. Läuft die Jugendlichen an. Fragt, Standard: Was machste, wo bistest, wo stecktest, wo kommst du her, wo willstest hin? Lächelt dann. Lächelt viel. Murat Drayef: Menschaufschließer. Er, früher Boxer, ist ein Bär von einem Mann. So gutmütig, ein großes Glück.

Als seine Familie ins Viertel kam, waren sie eine der ersten Migrantenfamilien im Block. Auch das hat sich geändert mit den Jahren. Heute gleicht das Klingeltableau an den meisten Häusern der Mitgliedsliste der UN-Vollversammlung. Bis zu 25 Nationalitäten wohnen Tür an Tür. Denn anders als etwa in der Banlieue in Paris leben die Ethnien hier nicht getrennt, nicht nebeneinander her. An den öffentlichen Plätzen durchmischen sich die Kulturen. Guten Tag. Salem.

Woher aber kommt dann das Bild der unwirtlichen Sozialwüste?

*MURAT DRAYEF: Dass die Leute nur herkommen, um vom Dach zu springen, das sind so Märchen.*

*ISABELLE: Es ist an einigen Stellen schon so, wie Sido das damals gesagt hat. Es gibt die Asozialen, die sich nur rumtreiben. Aber die findet man doch überall. Auch in Wilmersdorf hängt der Penner in der Sparkasse rum.*

*MURAT DRAYEF: Ich habe ehrlich nie verstanden, woher dieses Bild kommt. Es ist nicht gerechtfertigt. Aber vielleicht hängt es an dem tristen Anblick. Diesem Knastblick.*

Die Tristesse, die Monotonie der Fassaden, sie kann ermüden. Die Häuserblöcke sind grau, dann schimmelgrau, dann vielleicht weißlich-grau. Wohnschiffe, die in den 70ern auf den Märkischen Sand aufgelaufen sind und dort über die Jahrzehnte Rost angesetzt haben. Ausgeblichen. Verwaschen vom Niederschlag der Jahre.

Besonders deutlich wird das an Sidos Block. Senftenberger Ring 54-70. Wer genau in der Mitte des Vorplatzes steht, neben einer merkwürdig verschachtelten Skulptur, die dort wie ein Dolch in der Erde steckt, kann von hier aus die Fenster aller Wohnungen sehen. Der Mensch schaut auf den Menschen, sieht Wände, die auch seine eigenen sein könnten. Ein Panoptikum, ein Spiegel. Es zieht. Der Wind. Der Mensch. Zieht ein, dann wieder aus. Der Möbelwagen vor einer der Türen, er ist ein alltägliches Bild, wenn sich Haushalte, Familien, Menschen auflösen.

## ***STEIG EIN.***

Ein Großteil der Wohnungen hier besteht aus nur einem Zimmer. Das beschleunigt die Fluktuation. Das fördert die Anonymität. Auch Murat Drayef hat einmal hier gelebt. In der 68. Zehn Jahre lang. Einen Treppenaufgang weiter wohnte damals sein Bruder, auf einer Etage mit Sido. 66, 6. Stock, zweite Tür links. Sie sind sich nie begegnet.

*HERR GRABOWSKY: Ghetto, Armut, Kriminalität. Wenn ich sowas höre, muss ich mein Viertel verteidigen. Das ist doch alles Quatsch.*

*ISABELLE: Platte, Asi. Das kommt schon hin, ein Ghetto ist es null.*

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

*HERR GRABOWSKY: Der kam hierher und wollte auf'm Spielplatz drehen und hatte gar keine Drehgenehmigung.*

*AYHAN K.: Ein Ghetto? Da muss ich immer lachen. Das MV ist Jack's Funworld.*

*FRAU GRABOWSKY: Man muss das anders erklären. Wenn ich öffentlich werden möchte, dann erzähle ich etwas ganz Gutes oder etwas ganz Böses. Ob ich hier morgens frühstücke oder einkaufen gehe, das will doch keiner wissen. Es hat ja nur Sinn, wenn die Leute denken, da passiert etwas. Und das war genau die Masche, die der Sido verstanden hat.*

Manfred Grabowsky und seine Frau kennen sich aus mit dem, was hinter den Türen passiert, mit den Menschen, dem Dreck auch und mit dem Sterben. Über drei Jahrzehnte waren die beiden, jetzt 71 und 68 Jahre alt, das Hauswartehepaar am Senftenberger Ring 78. Gute Seelen, eisenhartes Regime. Die Hausordnung war ihr Gesetz. Sie waren streng, haben sich aber einen guten Ruf erarbeitet. Konnten so immer teilhaben an den Leben am Block. Die erste Zigarette, der erste Kuss. Haben die Kinder erwischt und den Eltern nichts gesagt. Haben, wenn einer gestorben ist, die Sanitäter gerufen, die Feuerwehr, die Polizei, dann, Generalschlüsselbund am Gürtel, aufgesperrt. Manch ehemaligen Nachbarn aufgebahrt, ihn dann in den Flur geschoben, letztes Geleit zwischen Tür und Angel, weil in der Wohnung zu wenig Platz war. Schließlich den Türspalt abgeklebt. Erledigt.

Grabowsky, das ist dann auch mehr Berufsbezeichnung als Nachname. So, bitteschön, muss man als Hauswart doch heißen. Man könnte sich die Eheleute schwerlich woanders vorstellen. Manfred Grabowsky wirkt selbst in Zivil, als hätte ihm jemand den Blaumann direkt auf die Haut tätowiert. 1969 sind sie, junge Eltern mit zwei Kindern, ins MV gekommen. Ihre Ehe ist so alt wie das Viertel selbst. Echte Märker, so nennen sich die Alteingesessenen nicht ohne Stolz. Märkisches Viertel: ihre Insel.

Es ist ganz einfach. Echte Märker bleiben hier. Oder ziehen weg, aber nie für lang, weil sie ganz schnell das Heimweh plagt. Ein Drittel der Menschen hier ist 60 Jahre oder älter, die Durchschnittsverweildauer liegt bei etwa 21 Jahren. Noch immer

leben 3000 Erstmieter in ihren Wohnungen. Manche sind nie umgezogen, andere nur einen Stock tiefer oder höher, weil die Wohnung, die Kinder ausgezogen, schlichtweg zu groß geworden waren.

Und warum sollten sie auch gehen? Sie haben doch alles. Im besten Falle sterben sie auch hier. Dann aber in einer der Wohnungen ganz oben. 16. Stock, mit Blick über die Stadt, die Unendlichkeit, auf den Fernsehturm oder das Riesenrad am Kutschki. Himmelsparterre, sagen die Märker, damit wir es später nicht so weit haben.

1989 gab es in ganz Berlin eine Meinungsumfrage. Wie wohl fühlen Sie sich in Ihrem Viertel? Das Märkische Viertel hat dabei überdurchschnittlich gut abgeschnitten. Noch 2004 lag die Zufriedenheit bei 85 Prozent. Jeder, der damals schon den Daumen gehoben hat, würde es heute wohl wieder tun. Man muss sich den Märker also als glücklichen Menschen vorstellen.

Ein Blick in die Kriminalstatistik verrät: Im Märkischen Viertel ist es nicht gefährlicher als in anderen Teilen der Stadt. Das MV ist ein eher mittelmäßiger Ort, was die Straftaten angeht. Und fragt man bei der Berliner Polizei nach, bekommt man abschließend folgendes Fazit: "In Anbetracht der Größe des Areals und der Vielzahl der Bewohner ist kein Kriminalitätsbrennpunkt festzustellen." Eben, das hat Frau Grabowsky ja immer schon gewusst. Alles halb so schlimm.

*FRAU GRABOWSKY: Gangster mit dicken Autos, Waffen und Drogen? Das ist so weit weg von der Realität, die wir hier erleben. Ich habe mich hier immer sicher gefühlt.*

*MURAT DRAYEF: Genau das, wovon die Leute denken, dass es abgeht, geht hier eben genau nicht ab.*

Woher aber kommt dann der schlechte Ruf, wo haben die Klischees ihren Ursprung, wer hat da aus welchem Grund irgendwann die Räuberpistole gezückt und einmal kräftig durchgeladen? Wieso war jemand wie Sido überhaupt glaubwürdig?

*MURAT DRAYEF: Bei 40 000 Menschen ist da nicht alles vorprogrammiert? Ist da nicht Ärger vorprogrammiert? Sind da nicht Freundschaften vorprogrammiert?*

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

*FRAU GRABOWSKY: Jetzt setzen Sie die Menschen hier mal in den Stadtbezirk Mitte. Oder als Kleinstadt aufs freie Land. Und dann nehmen Sie mal die Polizeieinsätze da und zählen die. Und das setzen Sie dann mal in Relation.*

*HERR GRABOWSKY: Ich habe erlebt, 1970 schon, wie Reporter Fotos gemacht haben: ‚Ey, du da! Geh doch mal hol mal ’ne Decke, hier ist doch ein Parkplatz. Pack die Decke doch mal hierhin.‘ Weil wir angeblich keine Kinderspielplätze hatten. Das ist böse.*

*AYHAN K.: Ich habe das selbst erlebt. Damals Anfang der 90er, kamen Reporter zu uns: ‚Hallo, wir sind für das MV zuständig, wir würden gerne ein paar Bilder mit euch machen. Macht mal ein paar Posen, seht mal übel aus.‘ Dann haben sie Knüppel und Messer aus einem Rucksack geholt und jedem von uns 50 Mark gegeben für das Foto. Das war damals noch die Zeit mit den Gangs.*

Sie waren 15 Jungs. Hingen am Döner rum. Gutefreundezahl, sagt Ayhan K., der nicht möchte, dass sein echter Name später in der Zeitung steht. Er ist jetzt 38, Familienvater. Mit sechs zog er aus dem Wedding hierher. Wohnt noch immer in der gleichen Wohnung, auch er: ein echter Märker. Auch er einer der ersten Migranten am Block. Das MV seiner Kindheit ist deutsch, rechts, trug Glatze und Bomberjacke. Die Jungs erlebten die Ausländerfeindlichkeit, erlebten, wie die Mutter auf dem Weg aus der nahe gelegenen Fabrik mit Flaschen beworfen, von Männern in Trainingshosen beschimpft wurde. Deutschland den Deutschen. Scheiß Kanake. Glas und Worte, die auf dem Asphalt explodierten. Hörten das Weinen der Mutter, die ohnmächtige Wut des Vaters im Nebenzimmer. Und begannen, sich zu wehren.

Das ist Ayhans Geschichte. Aus Freunden wurde eine Gruppe, aus der Gruppe eine Gang. In den Akten der Polizei steht: OK. Organisierte Kriminalität. Halbstark, Vollgas. Boxerschnitt. Trugen Hass in sich, ballten die Faust. Es folgten die ersten Festnahmen, Jugendstrafen, die Hausdurchsuchungen und Gegenüberstellungen. Gangsterszenen, auf die Sido sich zehn Jahre später bezogen hat.

*AYHAN K.: Die Gangster aus dem Video? Das waren Leute, die er angeheuert hat, um hier Pose zu machen. Die sind hier nicht groß geworden. Meine Freunde, die wirklich was konnten, die hätten da nicht mitgemacht.*

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Die Gangs gibt es heute nicht mehr. Jungs wie Ayhan und seine Freunde, mit festen Strukturen, festen Treffpunkten, einheitlicher Kleidung und martialischen Namen sind in der Zwischenzeit erwachsen geworden. Sie nennen die Kämpfe, die Schlägereien, die Anzeigen und Vorstrafen von damals heute Lausbubenstreiche, lachen dann und gehen mit ihren Kindern auf einen der Spielplätze. Sie könnten sich gar keinen besseren Ort vorstellen für ihre Familien.

Doch natürlich ist es verführerisch, die alten Geschichten immer wieder zu erzählen. Sie verkaufen sich gut. Denn die Sehnsucht nach dem Misslungenen ist groß, zumal wenn im Fernsehen der perfekte Popstar konstruiert wird. DSDS, die erste Staffel, war ein Jahr vor Sidos "Mein Block" zu Ende gegangen. Mit einem Sieger, der unter der totalen Kontrolle seines Produzenten, der Plattenfirmen und RTL stand. Sollte so das Karrieremodell der Bildungsverlierer aussehen?

Sido kam als einer daher, den man nicht kontrollieren konnte. TV-Deutschland suchte den Superstar, Sido war der Zwischenruf aus einem anderen Deutschland, das offenkundig gescheitert war, sich aber auch nichts sagen lassen wollte.

*MURAT DRAYEF: Meine Freundin sagt, wenn wir mal Kinder haben, will sie hier raus. Da streiten wir bis heute.*

*ISABELLE: Du bist mein Märkisches Viertel, aber sorry, ich muss dich jetzt langsam echt verlassen, weil wenn ich hier bleibe, werde ich bestimmt keine erfolgreiche Frau.*

Sie nannten Isabelle die Hoodschwester. 2005 war das, oder 2006. Die Sido-Jahre, wie Isabelle sagt. Pubertätszeit. Rapzeit. Freizeit. Alle wollten damals reich und berühmt werden, der neue Sido sein. Er hatte es ja vorgemacht. Das schlechte Vorbild. Sie waren zu fünft. Vier Jungs und sie, die GhettoGöre. Einen Namen gaben sie sich auch: Gossenklang. Die Jungs rappten, sie sang dazu. In einem kahlen Raum, ganz hinten im Jugendzentrum ComX, klebten sie Eierkartons auf Spanplatten, bastelten Beats auf den Computern, Diskettenlaufwerk, Windows 98, die sie aus ihren Kinderzimmern geschleppt hatten.

Aus dem Raum ist heute ein echtes Tonstudio geworden. Keine Eierkartons mehr. Das Studio und einen Radiosender für das Viertel haben sie, unterstützt von der

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

"Ich kann was"-Initiative der Telekom, 15 000 Euro gab es da, selbst aufgebaut. Isabelle, die damals auch eine eigene Sendung moderierte, ist jetzt 23 und hat keine Zeit mehr für die Musik. Kreatives Loch, sagt sie. Aber eigentlich ist sie ganz einfach aus den alten Posen heraus gewachsen. Zu alt geworden für den Rap, den Block. Sie studiert jetzt an der HU. Im vierten Semester. Im MV, Ort ihrer Kindheit, wohnt sie nur noch, weil sie die Mutter nicht allein lassen möchte.

*ISABELLE: Das Märkische Viertel ist wie der erste Freund, den jedes Mädchen auf der Oberschule hat. Der mit dem Sixpack. Die große Liebe. Der ist zwar strohdumm, aber eben auch voll süß. Irgendwann verlässt das Mädchen diesen Jungen. Und wenn sie Jahre später zurückkommt, trifft sie ihn wieder und er hängt immer noch mit den Freunden ab, raucht Gras und hört die alten Sido-Tapes. Es ist dieser Vollidiot, aus dem nichts geworden ist.*

31,9 Prozent der Menschen im Märkischen Viertel leben von Hartz IV, mehr als die Hälfte der Kinder in Familien, die vom Staat unterstützt werden. Und die Jugendlichen, die irgendwann merken, dass hinter den Hochhäusern noch eine andere Welt liegt, die Jugendlichen also, die sich schnell langweilen, wenn sich niemand mit ihnen beschäftigt, sind unglücklich hier. Fühlen sich fehl am Platze, ziemlich verloren. Sie leben im Zwischenraum der Demografie. Wenn hier eine Klasse von der Schule abgeht, mittlerer Schulabschluss, ist klar: Vielleicht die Hälfte bekommt einen Ausbildungsplatz. Für alle anderen beginnt der lange Parcours der Aussichtslosigkeit. Programme, Ein-Euro-Jobs, Scheine machen, um Scheine zu machen. Programme, wenn die Jungs das sagen, klingt es wie Arbeitslager. Ist es eine Beleidigung, die wirklich trifft.

Einer der ersten Tracks, den Isabelle, Basti, Lem, Danny und Shadow aufgenommen haben, hieß "Verlorene Seelen". Bis heute geil, sagt sie. Gänsehaut. Es geht in diesem Song um die Menschen von hier. Menschen, die sich quälen, unbedingt raus wollen. Dieses Gefühl, sagt Isabelle, habe sie immer mit dem Märkischen Viertel verbunden. Nur raus hier.

Sido hat das Viertel verlassen, nachdem der Erfolg ihn zu groß gemacht hatte. Isabelle geht Ende des Jahres für sechs Monate in die Türkei. Es kann sein, dass sie



danach nie wieder richtig zurückkommt. Der Möbelwagen, er wird dann vor ihrer Tür stehen.

## ***STEIG EIN.***

An der 66 ist es ruhig. Murat Drayef lässt seine Finger über die Namen auf den Klingelschildern gleiten. Muss gleich weiter. Laufen. Nicht viel los heute. Da geht die Tür auf. Und plötzlich steht dort wieder ein Rapper. Dunkle Haut unter dunkler Kapuze. Afrob. Einer aus dem sauberen Stuttgart, aus dem Freundeskreis von Max Herre. Im neuen Sido-Video zum Song "30-11-80" rappt er in der Metallene eines beschmierten Aufzugs: "Ich sitz im MV, 11. Stock. Odd brennt."

Ein Bekenntnis. Nicht nur zum Viertel, zur Droge. Sondern auch dazu, dass ein echter Rapper an einem Ort wie diesem leben muss, um zu wissen, worauf es ankommt. Oder dass sowieso alles Fake, Inszenierung, ist, auch der Schmutz, der vielleicht vorneweg, und sich Bilder immer auf Bilder beziehen.

Murat Drayef schaut Afrob an. Was machste, wer biste, woher kommste, wo willst hin. Gerade als er ihn fragen will, rennt Afrob los. Der Bus. 122er. Raus hier.

Sido, Vollbart und Sonnenbrille, liegt in diesem Video auf dem akkurat geschnittenen Rasen eines Gartens. Und schaut in die Sonne.

***AH, DAMALS ALS ICH JUNG WAR, BIN ICH GEFLOGEN / HIN UND WIEDER RICHTUNG BODEN, ABER MIT DEM BLICK NACH OBEN***

***Sido, 30-11-80***